

Sonderdruck aus:

# **EMDER JAHRBUCH**

für historische  
Landeskunde Ostfrieslands

## III. Neue Literatur

1. Zur Geschichte Ostfrieslands
2. Zur Geschichte der Nachbargebiete

**BAND 99 (2019)**

Ostfriesische Landschaft  
Aurich

# Neue Literatur

## Zur Geschichte Ostfrieslands

**Bernd-Volker Brahms, Stolperstein-Geschichten Aurich. „Spurensuche gegen das Vergessen“, hrsg. von Ulrich Völkel, Weimar 2018, 180 S., Ill., 16,80 Euro, ISBN 978-3-945294-19-2.**

Ab 1993 entwickelte der Bildende Künstler und Kunstpädagoge Günter Demnig die Idee der Stolpersteine zur Ehrung der Opfer des Nationalsozialismus. Seit der Jahrtausendwende sind in zahlreichen deutschen und europäischen Städten mehr als 63.000 Stolpersteine verlegt worden. Das Stolperstein-Projekt als ein Gesamtkunstwerk beinhaltet nicht nur die Verlegung der Steine vor den Häusern und Orten, die die letzte freiwillige Adresse der NS-Opfer bildeten. Es macht auch die biografischen Daten der vom NS-Terror betroffenen Menschen sichtbar. Meist erfolgt die Veröffentlichung der Daten in Internetportalen zum Stolperstein-Projekt.

In einigen Städten, z.B. in Hamburg und Bremen, erschienen Monographien, die eine Bilanz der bisherigen Projektarbeit sind und darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Diktatur bilden. Seit 2011 beteiligt sich die Stadt Aurich am Stolperstein-Projekt. Zur Verwirklichung mobilisierte der Initiativkreis die Schulen der Stadt, Kirchengemeinden, Vereine, die Ratsmitglieder sowie zahlreiche Bürgerinnen und Bürger, die versuchten, die Biografien der aus Aurich vertriebenen Juden, der Ermordeten und Überlebenden, zu rekonstruieren. 2018 legte der Auricher Arbeitskreis „Stolpersteine“ die Bilanz seiner Arbeit vor. Es entstand ein von dem Journalisten Bernd Volker Brahms bearbeitetes Buch, das auch die Aufarbeitung des Holocaust in Aurich thematisiert. Die verschiedenen Beiträge von Wolfgang Freitag, Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Ostfriesland, und des bekannten Fernsehjournalisten Jörg Armbruster unterstreichen diesen Aspekt. Günter Demnig hingegen betont im abgedruckten Interview, das Brahms mit ihm führte, die Intention seines Gesamtkonzeptes, nämlich die Erinnerung an alle NS-Opfer. Insofern klingt eine leise Kritik an die einseitige Sichtweise in Aurich durch.

Für die Publikation wurden zwölf Opfer-Biografien ausgewählt, exemplarisch nach Berufen, familiären Verhältnissen, nach den Fluchtwegen und Verfolgungs-orten, nach Überleben, z.B. in den USA und Palästina, nach Alter und Geschlecht. Sie vermitteln ein eindringliches, oft erschütterndes Bild der Geschichte des Holocaust in Aurich. Jedes Opfer ist mit seinem individuellen Schicksal Teil des Holocaust. Gerade die Einzelschicksale erschließen dem Leser das mörderische Prinzip der NS-Rassenideologie. Anhand ihrer Biografien wird mehr als deutlich, was der Holocaust anrichtete, was Entrechtlichung, Isolierung und Enteignung bedeuteten. Es wird sichtbar, wie sehr der Holocaust das Leben der nächsten Generationen bis heute beeinflusst. Denn auch die Kinder und Enkel der überlebenden Opfer wurden durch das Schicksal ihrer Eltern und Großeltern geprägt. Es ist ein großes Verdienst des vorliegenden Buches, diesen Aspekt in den Opfer-Biographien sichtbar gemacht zu haben. Der Leser erkennt rasch, wie nahe die Verfasser der biografischen Beiträge und der Bearbeiter Bernd Volker Brahms ihren beschriebenen Personen gekommen sind. Viele Formulierungen mögen dem

objektiven Betrachter zu subjektiv erscheinen, was auch dem erzählerisch-journalistischen Stil des Bearbeiters geschuldet ist. Doch gerade diese Subjektivität ist die Stärke der Beiträge und fördert die beabsichtigte Wirkung des Gesamtbuches: Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust.

Unterstützt wird diese Wirkung durch zahlreiche Fotos aus Privatbesitz, die die Familien der Überlebenden zur Verfügung gestellt haben, mit Dokumenten und Bildmaterial aus Archiven und Gedenkstätten. Ein Stadtplan, in dem die verlegten Steine vor den Wohnhäusern vermerkt sind, und eine Liste, die – nach Straßenzügen zusammengestellt – alle ca. 400 bis 1942 in Aurich wohnenden jüdischen Bürger mit Angabe von Geburts- und Todesdatum sowie deren Geburts- und Todesorte umfasst, machen das ehemalige jüdische Leben in Aurich wieder in seiner Räumlichkeit sichtbar.

Komplettiert wird das vorliegende Buch mit Darstellungen zur Lage der in die Niederlande Geflüchteten und mit der Funktionsbeschreibung zum Lager Westerbork nahe der niederländisch-deutschen Grenze in der Zeit von 1940-1944. Schließlich vermittelt es Anregungen zur Recherche und Bearbeitung von Opfer-Biografien.

Emden

Rolf Uphoff

**Vincent Oliver Erickson, Pewsum - vom Heim des Pewe zum Zentrum der Krummhörn. Die Entwicklung einer ostfriesischen Marschgemeinde mit ihrem sozialen und kulturellen Wandel; übersetzt, herausgegeben und mit einem neuen Kapitel versehen von Heyo Prahm, 372 S., Ill., 45,00 Euro, ISBN 978-3-86388-766-7.**

Jenseits ihrer fachspezifischen Welt fristen Dissertationen oft ein Nischendasein in wissenschaftlichen und Hochschulbibliotheken und erfreuen sich lediglich eines überschaubaren Leserkreises.

Ähnlich wird es auch einer Dissertation ergangen sein, die schon vor längerer Zeit an der University of Washington, USA, eingereicht wurde. Mit einer Arbeit über „The Evolution of an East Frisian Marsch Community as seen Through Social and Cultural Change“ (dt.: „Die Entwicklung einer ostfriesischen Marschgemeinde mit ihrem sozialen und kulturellen Wandel“) wurde im Jahre 1968 Vincent O. Erickson promoviert und legte so den Grundstein für eine akademische Karriere, in der er bei seiner Emeritierung als Professor für Kulturanthropologie an der Universität von New Brunswick, Kanada, tätig war.

Ursprünglich beabsichtigte Erickson, in dieser Dissertation die soziokulturellen Entwicklungen in der Bevölkerung Pewsums ab ca. 1900 darzustellen, die sich seiner Meinung nach im Laufe der Jahrhunderte nur wenig verändert haben. Letzten Endes entwickelte sich die Arbeit jedoch zu einer Analyse der gesamtgesellschaftlichen Prozesse von den ersten Siedlern vor rund 2.500 Jahren bis Mitte der 1960er Jahre.

Das wohl einzige in Deutschland vorhandene Exemplar der Studie findet sich in den Beständen der Landschaftsbibliothek zu Aurich. Hier blieb das Werk über zehn Jahre nahezu unbemerkt, bis 1979 Harm Wiemann, der Erickson aus der Zeit, in der er an seiner Arbeit schrieb, bereits kannte, eine Übersetzung ins Deutsche

und die Veröffentlichung der Arbeit anregte (vgl. einen Abdruck eines Briefes von Wiemann an Erickson auf S. 23); allein, es blieb bei den Vorüberlegungen.

Erst 2013 ergriff Heyo Prahm, der bereits mit Arbeiten über Hermine Heusler-Edenhuizen hervorgetreten war, mit der Unterstützung von Paul Weßels, Leiter der Landschaftsbibliothek, erneut die Initiative, die Dissertation Ericksons zu übersetzen und zu publizieren, um sie einer breiteren Öffentlichkeit – vor allem in Ostfriesland – zugänglich zu machen. Da die Arbeit Ericksons wie erwähnt bereits älteren Datums war, fügte Prahm auf Anregung Weßels' der Übersetzung zusätzlich ein neues Kapitel bei, in dem die Entwicklungen Pewsums seit dem Abschluss von Ericksons Arbeit fortgeschrieben werden.

In den ersten Kapiteln werden die Ereignisse und gesellschaftlichen Entwicklungen von der Besiedlung des Gebietes über den Beginn der Häuptlingszeit ab dem 12. Jahrhundert bis zur Zusammenfassung der Herrschaft unter einem Grafen vorgestellt. Besonders wichtig waren Erickson dabei Einflüsse von außen, die z.B. durch die Reformation, die mit dieser zusammenhängenden Differenzen zwischen Lutheranern und Reformierten oder die entstehenden dynastischen Verbindungen der ostfriesischen Grafen und Fürsten, nach und nach in das wegen seiner Moorlage lange weitgehend isolierte Pewsum drangen. Minutiös beschreibt Erickson die Spannungen, die nun durch das Aufeinandertreffen dieser Einflüsse und der traditionellen Strukturen und Gepflogenheiten in Pewsum entstanden. Sehr eindrücklich arbeitet er dabei heraus, wie dieser Konflikt zwischen der örtlichen, historisch gewachsenen Freiheit und der neuen autoritären Zentralregierung in Aurich sich einerseits als überregionaler Einfluss aus dem hochdeutschen Raum entlud, andererseits aber Ostfriesland (insbesondere in der Krummhörn mit ihren reichen und einflussreichen Grundbesitzern) nie so absolutistisch regiert wurde, wie die übrigen deutschen Länder.

Die folgenden Kapitel stellen einzelne soziale Schichten wie „Lütje Lüe“, Gesindedakler, Magd und Knecht, Landarbeiter, Handwerker, Bauern und Lehrer und ihre jeweilige Rolle im Laufe der Zeiten vor. Auch der Entstehung und Entwicklung der Vereine ab dem 19. Jahrhundert und ihrer Rolle bei der Vermittlung von Ideen von außerhalb sind mehrere Kapitel gewidmet. Die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft beurteilt Erickson sehr kurz und eher zurückhaltend. Während seiner Meinung nach einerseits Pewsum ein Zentrum nationalsozialistischer Weltanschauung war, sorgte andererseits der Nationalsozialismus für eine Stärkung der traditionellen Dorfgemeinschaftsstrukturen, die nach dem Krieg wieder wie vor 1933 wirksam wurden.

Ein abschließendes Kapitel fasst die wechselvolle Geschichte Ostfrieslands und der Krummhörn mit Pewsum noch einmal unter dem Aspekt der Veränderungen und Neuerungen zusammen.

Die folgende Untersuchung Prahms orientiert sich im Groben an der Kapiteleinteilung Ericksons. Abschnitte u.a. über wirtschaftliche Entwicklung, Kirchen, Vereine oder soziale Schichten zeigen, dass die zuvor von Erickson beschriebene Veränderungsdynamik auch in den letzten 50 Jahren weiterging. Äußere, also aus dem hochdeutsch sprechenden Teil Deutschlands stammende Einflüsse – wie z.B. die Einbindung der Vertriebenen nach dem Krieg, die Integration in die Europäische Union, die Globalisierung oder die Digitalisierung – prägen und beeinflussen auch weiterhin die Krummhörn – wobei Pewsum nach wie vor eine führende Rolle spielt.

Bereits auf den ersten Seiten des Buches finden sich einige wichtige Sätze, um einen besonderen Zugang zu dem Werk zu erhalten. So erinnert sich Erickson daran, dass Harm Wiemann ihm zu Beginn seiner Arbeit auf den Weg gab: „Sie werden die Ostfriesen niemals verstehen, wenn Sie nicht etwas über ihre Geschichte wissen! (...) Ihre Ergebnisse werden nur wenig Wert haben, wenn Sie nicht zurückverfolgen, warum der Ostfrieser so wurde, wie er (...) war.“ (S. 31). Und in seinem persönlichen Rückblick von 2017, den Erickson für das Buch verfasst hat, lesen wir: „Ethnologie ist eine zudringliche Wissenschaft. Sie dringt in das private Leben der Menschen ein.“ (S. 20). Man ist versucht, diesen beiden Aussagen eine dritte zur Seite zu stellen, die dem großen französischen Historiker Lucien Febvre zugeschrieben wird, der sich u.a. als Spezialist für Mentalitätsgeschichte der sog. Annales-Schule einen Namen machte: „Ich glaube nur, daß man nicht Geschichte betreiben kann ohne Sympathie.“

Diesen Dreiklang im Kopf haltend, liest sich aus der Arbeit Ericksons/ Prahms weit mehr heraus, als die „Zusammenschau der sozialen, kulturellen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Ostfrieslands bis 1964 am Beispiel Pewsum in der Krummhörn“. Vielmehr bietet sich dem Leser die Möglichkeit, stets hinter den für Ericksons Doktorarbeit (und in gleichem Maße für das Ergänzungskapitel Prahms') gebotenen wissenschaftlichen Fakten und Ergebnissen die Menschen zu sehen, die in ihrer individuellen Gewordenheit wie in ihrem Eingebundensein in eine Gemeinschaft die Hauptakteure und Träger der beschriebenen Entwicklungen und Ereignisse sind. Hierin liegt ein wesentlicher Erkenntnisgewinn bei der Buchlektüre.

Erickson kam in den 1960er Jahren für einen zweimonatigen Forschungsaufenthalt nach Ostfriesland. Er blieb rund eineinhalb Jahre, und neben den für seine Dissertation notwendigen Forschungsergebnissen fand er hier seine Frau und an Land und Leuten ein Stück Heimat. Ohne in das „private Leben der Menschen“ einzudringen, ohne Sympathie für diese Menschen, ihre Geschichte und ihre Eigenarten wäre seine Dissertation wohl deutlich anders ausgefallen, wie er selbst zugibt: „Die Studie ist stärker von meinen eigenen Erlebnissen geprägt und weniger streng, als es ursprünglich geplant war.“ (S. 42). In diesem Zusammenhang spricht auch der persönliche Rückblick Ericksons, der dem eigentlichen Text vorangeht, eine beredete Sprache.

Die Idee, Ericksons Arbeit um einen Überblick bis in unsere Tage zu erweitern, erwies sich als gut und richtig. Denn Heyo Prahm ist es außerordentlich gut gelungen, durch die Fortschreibung der Ereignisse und Entwicklungen bis 2014 der Arbeit Ericksons Gehalt und Aktualität zu geben, die eine 50 Jahre alte Dissertation so kaum erfahren dürfte.

Paul Weßels hat in seinem Geleitwort darauf aufmerksam gemacht, dass es bis dato keine grundlegende Ortschronik Pewsums gibt. Gleichzeitig weist er aber darauf hin, dass „die Arbeit Ericksons (...) ein wichtiger Beitrag zur Ortsgeschichte geworden“ ist. (S. 11). So ist es mehr als angemessen, dass der Name Pewsum nunmehr (und im Gegensatz zu Ericksons Originalarbeit, die explizit keine Ortschronik sein sollte) im Titel erscheint.

Dem Buch ist eine weite Leserschaft nicht nur in der Krummhörn und Ostfriesland zu wünschen.

**Gesine Janssen, Deutschland lag hinter uns. Dr. Julian Kretschmer, Emden: „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“ (Schriftenreihe des Stadtarchivs Emden, Bd. 16), Emden 2018, 332 S., Ill., 25 Euro, ISBN 978-3-9185109-7-3.**

Mit der Edition der Erinnerungen von Julian Kretschmer knüpft Gesine Janssen an ihre vor dreizehn Jahren erschienene Publikation „Über den Mangel an Charakter des deutschen Volkes. Zu den autobiographischen Aufzeichnungen des jüdischen Arztes und Emigranten Dr. Julian Kretschmer aus Emden“ an. Während die erste Publikation aus dem Jahre 2006 nur Auszüge aus den Erinnerungen Kretschmers enthielt, bietet die nun hier vorzustellende Veröffentlichung den vollständigen Text der Erinnerungen. Damit ist Gesine Janssen dem Wunsch vieler an der jüdischen Geschichte interessierten Ostfriesen nachgekommen.

Kretschmer schrieb seine Autobiographie anlässlich eines im Jahre 1939 von der Universität Harvard ausgelobten und mit insgesamt 1.000 Dollar Preisgeld versehenen Preisausschreibens. Emigrantinnen und Emigranten aus Deutschland waren aufgerufen, ihre Biografie unter dem Titel „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“ auf mindestens 80 Seiten niederzuschreiben. Von den 269 eingereichten Manuskripten, alle zwischen Herbst 1939 und März 1940 verfasst, sind mittlerweile mehrere veröffentlicht worden. Die Originale werden in der Houghton Library der Harvard Universität in Cambridge aufbewahrt und sind öffentlich zugänglich.

Julian Kretschmer wurde 1881 in einem kleinen Ort in Oberschlesien geboren. Sein Vater, dessen Vorfahren Schankwirte waren, hatte ein Strickereiunternehmen gegründet, das aber während der Gründerkrise in Konkurs ging. Auch wenn ihm der erhoffte Aufstieg nicht gelang, so hat er seinen Kindern den Aufstieg ins deutsche Bildungsbürgertum als Auftrag mit auf den Lebensweg gegeben. Auch in religiöser Hinsicht war die Familie um Anpassung bemüht, formell sagte sie sich vom Judentum jedoch nicht los.

Die biografischen Aufzeichnungen von Julian Kretschmer setzen mit dem Besuch des König-Wilhelm-Gymnasiums in Breslau ein, wo er auch sein Medizinstudium absolvierte. Nach mehreren Vertretungsstellen von Ärzten in entlegenen Städten im Osten des Reiches erhielt er 1907 in Berlin eine Stelle als Assistenzarzt und Forschungsassistent bei Prof. Albert Albu, einem damals sehr bekannten jüdischen Spezialisten für Stoffwechselkrankheiten. Hier lebte er als Jude unter Juden und Christen, die allesamt überwiegend Kontakte zu Juden pflegten. Berührungspunkte mit der Masse der christlichen Bevölkerung hatte er kaum. In diesem Kreis von Intellektuellen und Akademikern erlebte er seine glücklichste Zeit. Sie endete abrupt mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Er meldete sich freiwillig als Truppenarzt, weil er sich als Deutscher fühlte. Nach Kriegsende zog er mit seiner Frau zu seinen Schwiegereltern nach Emden, weil das Beziehungsgeflecht, das er sich in Berlin aufgebaut hatte, nicht mehr existierte. Seine Frau Elisabeth stammte aus der reichen jüdischen Emder Kaufmannsfamilie Valk, die ihm half, eine große Praxis als Facharzt für Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten aufzubauen. Sein Leben in Emden vom erfolgreichen Arzt zum Opfer brutalster Judenverfolgung nimmt in seinen Erinnerungen den weitaus größten Raum ein. Es entsteht so ein dichtes Bild einer durch die Zugehörigkeit zum Judentum eingegrenzten

bürgerlichen Lebensform in Emden. Seine Sprache bleibt bei den Schilderungen antisemitischer Vorfälle erstaunlich sachlich, ja fast nüchtern. Als Leser wundert man sich über das Fehlen emotionaler Ausbrüche.

Gesine Janssen postuliert in ihrer Einleitung, dass Kretschmer den Antisemitismus, dem er doch in allen Lebensstationen ausgesetzt war, verdrängte oder zumindest verharmloste. Sie verweist auf andere zum selben Preisausschreiben eingesandte Autobiographien, in denen der Antisemitismus mit seinen verheerenden Folgen im Zentrum stehe, beklagt und angeprangert werde. Als Grund für den Verdrängungsmechanismus sieht sie Kretschmers starken Wunsch, durch „Anpassung an die deutsche Kultur und mittels einer wissenschaftlichen Laufbahn eine völlige Integration in die deutsche Gesellschaft zu erreichen.“ (S.19) Janssen stellt damit einen Aspekt der Reaktion der Juden auf Ausgrenzung und Verfolgung heraus, der von der Forschung bisher kaum wahrgenommen wurde. Es bleibt zu wünschen, dass sich künftig nicht nur Historiker und Pädagogen, sondern auch Psychologen an solchen Fragestellungen beteiligen.

Ergänzt wird die Edition von der Herausgeberin mit einem Kapitel über das mühselige Leben Kretschmers als Kleinhändler in Palästina und einer Darstellung des Novemberpogroms von 1938 in Emden. Zusammen mit der sorgfältigen Kommentierung des Textes und dem umfangreichen Bildmaterial dokumentiert der Band auch die fast 30jährige Forschungsarbeit von Gesine Janssen zur Verfolgung der Juden in Nordwestdeutschland.

Aurich

Astrid Parisius

**Annette Kanzenbach (Hrsg.) im Auftrag von 1820dieKUNST, Herbert Müller. Landschaft – Zeitgeschichte. Werke 77 – 17 (Veröffentlichungen des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, Bd. 42), Emden 2017, 147 Seiten, 106 Abb., 19,80 Euro, ISBN 978-3-00-058346-9.**

Der Katalog „Herbert Müller. Landschaft – Zeitgeschichte. Werke 77 – 17“ erschien als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 26. November 2017 bis zum 4. März 2018 im Ostfriesischen Landesmuseum Emden stattfand. Mit der an eine breite Leserschaft gerichteten Veröffentlichung wird das Ziel verfolgt, die künstlerische Entwicklung des gebürtigen Ostfriesen Herbert Müller (\*1953 in Norden) seit seinem Malerstudium an der Kunstakademie Düsseldorf am Außenstandort Münster von den 1970er-Jahren bis in die Gegenwart aufzuzeigen. Sie gliedert sich in einen, von teils ganzseitigen Abbildungen begleiteten Textteil und in einen Bildteil mit einem guten Überblick über das Gesamtwerk. Nach dem Grußwort des Präsidenten der Ostfriesischen Landschaft und Schirmherrn der Ausstellung, Rico Mecklenburg, schließen sich die beiden Haupttexte an: Auf den Beitrag des Kunsthistorikers Karl Arndt zur Genese der Landschaftsbilder und zu Motiven der Zeitgeschichte im Werk von Herbert Müller folgt ein Interview der Herausgeberin mit dem Künstler.

In seinem Grußwort schildert Rico Mecklenburg eine eindruckliche Begegnung mit Herbert Müller, als er, damals noch als Lehrer tätig, gemeinsam mit einer Schulklasse die Gedenkstätte KZ-Engerhufe besuchte. Müller erläuterte der Gruppe seine dort ausgestellten Bilder zu den grausamen Ereignissen von

Engerhufe und zu Kambodscha in neuerer Zeit. Mecklenburg imponierte, wie der Künstler sowohl durch seine eindringlichen Werke als auch durch seine besonnene, authentische Art die jungen Menschen zu einer nachhaltigen Auseinandersetzung mit der schwierigen Thematik motivieren konnte. Heute beeindruckt ihn der nach wie vor unermüdliche Einsatz Herbert Müllers für die Bekanntmachung und Weiterentwicklung der Gedenkstätte.

Karl Arndt nähert sich in seinem Beitrag dem Schaffen des ostfriesischen Malers und Zeichners auf behutsame Weise, indem er auf Grundlage lebensgeschichtlicher Daten dessen unterschiedliche Themenkreise und Werkkomplexe sukzessive herausarbeitet und sie inhaltlich aufeinander bezieht. Müller wandte sich bereits während des Studiums der Landschaftsmalerei zu, wobei ihn besonders die Weite der ihm vertrauten heimatlichen Marsch mit vereinzelt Gulfhöfen sowie die Küstengebiete interessierten. Kompositorisch relevant wurde der Horizont, der die ostfriesische Landschaft entscheidend prägt und der in den Gemälden je nach Positionierung entweder die vielfältig variierenden Wolkenformationen und Lichtstimmungen am Himmel oder das flache Land mit seinen Wiesen und Feldern in den Blickpunkt rückt. Später reagierte der Künstler auf die sich als Folge zunehmender Technisierung stark verändernde Natur und integrierte die allorts sichtbar werdenden Windräder in seine Werke. Herbert Müller fand in den mit Aquarell oder in Öl ausgeführten Ostfrieslandsbildern zu einer sehr eigenen, farblich intensivierten, auf nur wesentliche charakteristische Elemente begrenzten Formensprache zwischen Wirklichkeitsnähe und Abstraktion. Von großem ästhetischem Reiz erwies sich dabei auch das handgeschöpfte Japanpapier, das er nicht selten als Malgrund anstelle von Leinwand zu verwenden begann und dessen unregelmäßige Faserstruktur wirkungsvoll in die Bildgestaltung einbezogen erscheint.

Als ein weiterer Werkkomplex traten Landschaftseindrücke von Reisen in den Mittelmeerraum nach Europa, Ägypten und Russland hinzu. Im Atelier entstanden dann auf Grundlage von Skizzenbüchern Aquarelle mit Naturansichten und landestypischen Bauwerken in einem zuweilen strahlenden, südlichen Licht. Aber auch kritische Motive brachte Herbert Müller aus der Ferne mit. So spiegelt beispielsweise die 36 Aquarelle umfassende Serie „Russland – Land im Umbruch“ (1995) die Hoffnungslosigkeit und zunehmende Verarmung großer Teile der Bevölkerung während der Ära Boris Jelzin. Im Anschluss an eine 2005 unternommene Reise nach Kambodscha schuf er abermals leuchtende Landschafts- und Alltagsszenen neben bewegenden Menschendarstellungen. Auf großformatigen Kohlezeichnungen hielt er Verfolgte der Schreckensherrschaft Pol Pots im Angesicht des Todes fest.

Um den Lehrberuf ergreifen zu können, hatte Herbert Müller außer Kunst noch Geschichte, Philosophie und Erziehungswissenschaften studiert. Wie Arndt konstatiert, manifestierte sich insbesondere in der Wahl des Faches Geschichte bereits „ein ausgeprägtes politisch-historisch akzentuiertes Interesse an gegenwärtigem wie vergangenem menschlichem Leben, Handeln und Leiden“, das fortan Müllers Kunstschaffen bestimmen sollte. Eine erste intensive Auseinandersetzung mit einer zeitgeschichtlichen Thematik stellt die sich auf den Ersten Weltkrieg beziehende Aquarellfolge „Bilder vom Krieg“ (1983/87) dar. Lag dieser Serie durch die Novelle „Der Baron Bagge“ von Alexander Lernet-Holenia (1897–1976) noch eine literarische Inspiration zugrunde, so führte Müller kaum zwei Jahre

später die Beschäftigung mit der Geschichte Ostfrieslands auch zu den historischen Geschehnissen von Engerhufe. In dem kleinen Dorf unweit seines heutigen Wohnortes hatte sich im Oktober 1944 für zwei Monate ein Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme befunden, in dem 188 männliche Häftlinge unterschiedlicher Nationen ihr Leben ließen und in Sammelgräbern anonym vergraben wurden.

Arndt referiert zunächst die Geschichte des KZs, um dann auf Müllers bürgerständliches Engagement zu sprechen zu kommen, denn er war es, der sich mit Gleichgesinnten für die Einrichtung der Gedenkstätte mit Dokumentationszentrum einsetzte. Dies führte nach Gründung des Vereins „Gedenkstätte Engerhufe e.V.“ und Dank langwährender Beharrlichkeit 2010 zum Erfolg. Bereits 1990 war ein von ihm gemeinsam mit Schülern entwickeltes Mahnmal für die zu Tode gequälten Lagerinsassen eingeweiht worden. 2016 konnte dann die Gestaltung der gesamten Gräberstätte, ebenfalls ein auf Müllers Initiative zurückgehendes und aus dem Wunsch, einen würdigen Begräbnisplatz für die Toten zu erschaffen, hervorgegangenes Projekt, fertiggestellt werden. Ein weiteres Mahnmal nach seinem Entwurf steht in Aurich-Sandhorst. Die Errichtung erfolgte an der Arbeitsstätte der Häftlinge, dort, wo sie einen Panzergraben zum Schutz der Stadt ausheben und dafür täglich weite, kräftezehrende Fußwege zurücklegen mussten.

Seit mehr als 20 Jahren währt inzwischen Herbert Müllers Auseinandersetzung mit den Ereignissen von Engerhufe in seiner Kunst. Zunächst in Kohle, Bleistift oder mit Aquarell, ab 2012 auch in Öl auf Japanpapier gestaltete er stacheldrahtumzäunte Lagerszenen mit Wachtürmen, Baracken, Gefangenen, Aufsehern sowie die ausdrucksstarke Serie der „Totenporträts“. Mit der Reihe erhalten gebliebener jüdischer Friedhöfe aus den Jahren 1992 bis 2006 griff der Künstler die Themen Verfemung, Verfolgung, Trauer und Tod auf ganz andere Weise auf. Indem er vollständig von Natur umschlossene Grabsteine in gedämpfter Farbigkeit und ruhiger Bildanlage aquarellierte, kreierte er wie vergessen, der Zeit enthoben wirkende Monumente stillen Gedenkens. Ebenfalls ab den 1990er-Jahren schlugen sich die Auswirkungen von Kriegen auf den Menschen in Bildern aktueller Kriegskonflikte im Irak, auf dem Balkan oder in Afghanistan nieder. All diese Werke bringen des Künstlers Empathie und Anteilnahme am Schicksal der Opfer, der Flüchtenden, der Unterdrückten, Leidenden und Trauernden deutlich zum Ausdruck.

Während Arndt in seinem Aufsatz auf sämtliche zentralen Werkgruppen Müllers eingeht, ergänzt das Interview mit dem Künstler sehr lebendig die analytisch-kunsthistorischen Betrachtungen. Zum Beispiel erfährt der Leser, dass seine Lehrerin, die Norder Malerin Hildegard Peters (1923-2017), ihn in seinem Wunsch, Künstler zu werden, stets bestärkte. Oder dass Herbert Müller bei seinen Ostfrieslandsbildern lange um eine geeignete Ausdrucksform für die Windräder rang, da sie enorme Ausmaße im Vergleich zur bisher gewohnten Landschaft aufwiesen. Die Suche brachte neue Bildfindungen mit sich, etwa die tiefdunklen, Unbehagen auslösenden Generatorschatten auf grellgelben Feldern. Mittels Fragestellungen eröffnet sich im Verlauf des Interviews ein erhellendes, komplexes und überaus persönliches Bild aus der Perspektive des Künstlers. Dabei kommen verschiedene Techniken, Sujets und Arbeitsweisen ebenso zur Sprache wie künstlerische Vorbilder oder die Liebe Herbert Müllers zur rauen Natur seiner ostfriesischen Heimat.

Das Begleitbuch ist daher all denen zu empfehlen, die etwas erfahren möchten über den Menschen und Künstler Herbert Müller, über dessen politisches Engagement, aber auch über die Koexistenz von landschaftlicher Schönheit neben Bildern von Unterdrückung, Unmenschlichkeit und Gewalt.

Die Kunsthistorikerin Annette Kanzenbach, seit 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ostfriesischen Landesmuseum Emden, richtete bislang zahlreiche Ausstellungen zur ostfriesischen Kunst mit Begleitpublikationen aus, darunter Monographien zu Poppe Folkerts, Hans Trimborn, Hildegard Peters oder Hermann Buß. Mit diesem Band hat sie eine weitere wichtige Veröffentlichung zur Erschließung der Bildenden Kunst in Ostfriesland vorgelegt. Erstmals handelt es sich um eine umfassende Darstellung beider Themenbereiche im künstlerischen Schaffen von Herbert Müller. Die ansprechende Gestaltung mit dem gut in den Händen liegenden Hardcover, das die Themen auch motivisch vereint, lässt den Ausstellungsbesuch in nachhaltiger Erinnerung bleiben, trägt zu dessen Vertiefung bei und regt an, sich weiterhin mit dem zukünftigen Wirken des seit 1999 in Fehnhusen lebenden Malers und Zeichners zu beschäftigen.

Leer

Susanne Augat

**Hergen Kicker, Fritz Gerhard Lottmann: Heimatdichter, Humorist, Humanist, Hamburg, 2018, 382 S., 24,99 Euro, ISBN 978-3-7439-8041-9.**

1938 begründet der Literaturwissenschaftler Gerhard Cramer die Auswahl seines Dissertationsgegenstandes – Fritz Gerhard Lottmanns Roman „Dat Hus sünnner Lücht“ – mit der Aussage, es handele sich dabei um den einzigen bedeutenden Roman in ostfriesischer Mundart. Mit ihm habe sich der Autor an die Spitze der zeitgenössischen plattdeutschen Literatur gesetzt. Der Roman erschien 1919, wenige Monate nachdem sein Autor 1918 in Oldenburg an der Spanischen Grippe gestorben war.

Fritz Gerhard Lottmann, 1880 in Emden als Sohn eines Auktionators geboren, verspürte sehr früh literarische Ambitionen und hatte bereits einen hochdeutschen Roman veröffentlicht. Aber der Erfolg stellte sich erst 1919 mit seiner plattdeutschen Veröffentlichung ein. Der Roman hat zwar mehrere Auflagen und überregionale Aufmerksamkeit erregt, ist 1932 in das Niederländische übersetzt worden und bildete den Gegenstand einer literaturwissenschaftlichen Dissertation, aber dauerhafter Ruhm konnte darauf nicht begründet werden. Lottmanns Enkel Hergen Kicker schreibt, wegen des frühen Todes im Alter von nur 37 Jahren sei „viel von Lottmanns Talent .... ein uneingelöstes Versprechen geblieben“. Es ist wesentlich der Wiederauflage durch Theo Schuster in Leer 1972 und dann seit Beginn der 1990er Jahre vor allem den Aktivitäten seines Enkels Hergen Kicker zu verdanken, dass eine kleine Lottmann-Renaissance bewirkt werden konnte. Der Roman konnte weiterhin erworben und gelesen werden, es gab einige Veröffentlichungen zu Lottmann – so auch im Biographischen Lexikon für Ostfriesland –, und der Nachlass wurde 1993 von der Familie an die Landesbibliothek Oldenburg übergeben. Seitdem hat Fritz Gerhard Lottmann einen festen Platz in der niederdeutschen Literatur. Höhepunkt dieses Prozesses ist die Veröffentlichung der mehr als 300 Seiten umfassenden wissenschaftlichen

Biographie 2018 – begleitet von einer Ausstellung zum 100. Todestag in der Oldenburger Landesbibliothek.

Hergen Kicker, der in Oldenburg geborene Autor, hat die Axel-Springer-Journalistenschule absolviert und mehrere Jahre beim Feuilleton der Berliner Morgenpost gearbeitet. Diese Schreiberfahrung zahlt sich für Autor und Leser aus. Die Biographie ist von einem erzählenden Duktus geprägt, der die Lektüre leicht macht, ohne dass sie der notwendigen Ernsthaftigkeit und kritischen Distanz entbehren würde. Die dichte und materialgesättigte Darstellung folgt den Lebensstationen Fritz Gerhard Lottmanns, die von Unstetigkeit und von dem raschen Wechsel von Höhen und Tiefen gekennzeichnet ist.

Lottmann besuchte das Emdener Gymnasium, das er vorzeitig mit der „Fachhochschulreife“ verließ. Nach einem Praktikum nahm er in Bonn das Studium zum Landmesser auf. Zwischenzeitlich unterstützte er seinen Vater, der als Auktionator in Hage in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten war. 1903 trat er seine erste Stelle als Landmesser in Witten an, wechselte schon ein Jahr später an ein Büro in Flensburg, das ihn an der dänischen Grenze in Sonderburg und Tönning einsetzte. Nachdem er hier seine Frau Elisabeth Forster kennengelernt hatte, machte er sich 1906 in Emden selbständig, um heiraten und eine Familie gründen zu können. Nur wenige Monate später ergriff er ein neues Angebot und wurde als technischer Leiter Teilhaber im Büro seines ersten Arbeitgebers in Witten. Unglücklich in diesem Beruf entschloss er sich 1910, als Externer das Abitur zu machen. Er lebte und lernte dafür in Berlin, absolvierte die Abiturprüfung in Harburg und wurde in Gießen schließlich mit einer Arbeit über die Moorkultivierung promoviert. 1911 entschloss er sich, eine Professur in Montevideo anzunehmen. Auf gepackten Koffern sitzend wurde dieses Angebot Anfang 1912 überraschend zurückgezogen. Nach einer kurzen Übergangszeit als Viehversicherungsvertreter in Oldenburg gründete er 1913 mit seiner Frau in Oldenburg eine Nachhilfeschule. In diesen bewegten Jahren war er durchgängig literarisch produktiv, und während der ersten beiden Kriegsjahre verfasste er seinen Roman „Dat Hus sünner Lücht“. 1916 wurde er trotz seiner Herzprobleme eingezogen und nach verschiedenen Stationen Ende 1917 nach Rastede versetzt. Nachdem er 1918 einen Verleger für seinen Roman gefunden hatte, überarbeitete er noch einmal das Manuskript zum „Hus sünner Lücht“. Körperlich bereits angeschlagen erkrankte er an der Spanischen Grippe und verstarb am 2. September 1918.

Eindrucksvoll vermittelt Hergen Kicker, wie Lottmann trotz dieses sehr wechselhaften Lebensweges Liberalität und Toleranz lebte und sich – mit Ausnahme eines nur kurzen „Augusterlebnisses“ 1914 – auch im Krieg als Pazifist behauptete. Fritz Gerhard Lottmann wird mit dieser lesenswerten Biographie ein fester Platz in der ostfriesischen und oldenburgischen Literaturgeschichte zugewiesen und seine tatsächliche Leistung kritisch und historisch angemessen eingeordnet.

Leer

Paul Weßels

**Wimod Reuer (Hrsg.), Zeitlich Zwang, Arbeit und Lehr bringt die Kinder zu grosser Ehr. Beiträge zur Geschichte der ostfriesischen Volksschule zwischen der Reichsgründung 1871 und dem 1. Weltkrieg, Folmhusen 2018, 307 S. Ill., 25 Euro.**

Bereits seit 1985 kann sich die Gemeinde Folmhusen mit einem eigenen Schulmuseum schmücken, das sich inzwischen als Schwerpunkt-museum für die Schulgeschichte Ostfrieslands etablierte. Vor mehr als zehn Jahren wurde in einem der Klassenräume der ehemaligen Volksschule eine Ausstellung zur Schule in der Wilhelminischen Zeit eingerichtet, die großen Zuspruch erhielt, aber gleichzeitig auch weitergehende Nachfragen auslöste. Einen Katalog zur dargestellten Thematik konnte das Museum nicht vorweisen, und auch eine andere geeignete Publikation, die sich ausführlich mit der Schulgeschichte Ostfrieslands während der Kaiserzeit auseinandersetzte, gab es nicht.

Aus diesem Grund fanden sich eine Reihe von Autorinnen und Autoren über mehrere Jahre hinweg zusammen, um in einem Sammelband die Entwicklung der Volksschule zwischen der Reichsgründung 1871 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges zu verfolgen. Insgesamt wurden von dem dreizehnköpfigen Autorenteam – neben Vorwort und einem Nachwort der Herausgeberin – 37 Aufsätze (allein dreizehn entfallen auf die Herausgeberin) erarbeitet, die in drei großen thematischen Blöcken zusammengefasst werden. Auf eine eigenständige Betrachtung der Kriegsjahre wurde dabei verzichtet, da in der vor wenigen Jahren erschienenen Publikation „Ostfriesland im Ersten Weltkrieg“ die Rolle der Lehrer und der Schüler zwischen 1914 und 1918 bereits eingehend untersucht worden war.

Nach einer einleitenden Einführung von Klaus Klattenhoff, in der auf wenigen Seiten die sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen (vom Imperialismus über Kulturkampf bis zur Bedeutung von Adel und Militär), die Situation der Schule im Allgemeinen und der Lehrer im Besonderen während der Kaiserzeit dargestellt werden, steht im ersten Abschnitt die Organisation der Schule im Vordergrund. In sechs Beiträgen werden die Schulbauten (Wimod Reuer), die Schulaufsicht (Josef Kaufhold), die katholischen Schulen (Wolfgang Stenzel), das jüdische Schulwesen (Gernot Beykirch), die Privatschule Jemgum (Heyo Hamer) sowie die Ländlichen Fortbildungsschulen am Beispiel Holtland (Paul Weßels) thematisiert.

Im zweiten Block stehen die Lehrer im Mittelpunkt, die von Elke Koopmann, Herbert Oppermann, Burkhard Schäfer und Paul Weßels in zehn Einzelbeiträgen näher betrachtet werden. Thematisch geht es um die Aus- und Fortbildung der Lehrer, die feierliche „Einholung“ beim Dienstantritt, das Leichensingen, die Selbsthilfeorganisationen der ostfriesischen Lehrer sowie um allgemeine Betrachtungen über die Lehrer an den Dorfschulen oder die Volksschullehrerinnen in der Kaiserzeit.

Mit dem dritten Abschnitt „Vom Schulbetrieb“, der allein über die Hälfte des Sammelbandes ausmacht, befassten sich Doris Fricke, Hajo Jelden, Josef Kaufhold, Friedhelm Lockingen, Herbert Oppermann, Wimod Reuer, Burkhard Schäfer und Paul Weßels. In ihren Beiträgen werden u.a. die einzelnen Schulfächer – von der Mathematik über das Lesen bis zum Turnunterricht – abgehandelt, aber auch die vaterländischen Schulfeste, die Schulfahrten, die Schulzucht sowie die aus heutiger Sicht teilweise katastrophalen hygienischen Zustände in den Schulen thematisiert.

Allein die große Zahl an Aufsätzen, die sich auf insgesamt 282 Seiten verteilen und am Ende des Buches durch einen ausführlichen Fußnotenapparat abgeschlossen werden, zeigt bereits auf, dass es den Autorinnen und Autoren nicht darum ging, in ihren meist sechs bis zehn Seiten umfassenden Beiträgen tiefgründige Forschungsergebnisse zu präsentieren. Vielmehr überwiegt eine deskriptive Herangehensweise, die jedoch gleichzeitig vielerlei Einblicke in die unterschiedlichsten Aspekte des kaiserlichen Schullebens bietet.

Der Sammelband überzeugt durch die Mannigfaltigkeit der Themen, so dass das im Vorwort erwähnte Ziel, ein „informatives Kompendium über viele Entwicklungen in der Schule Ostfrieslands in der Zeit zwischen 1871 und 1914“ (S. 3) vorzulegen, voll und ganz geglückt ist. Die von Wimod Reuer herausgegebene Publikation bildet eine hilfreiche Grundlage für weitere Forschungen zum Schulwesen in Ostfriesland. Denn weiterhin ist nur wenig über die soziopolitische Situation der Lehrer während der Kaiserzeit bekannt, die mit ihrem an Kaiser und Vaterland ausgerichteten Unterricht für eine ganze Schülergeneration prägend waren. Zudem besticht der Band durch die zahlreichen, oftmals farbigen Abbildungen, die vor allem Exponate des Schulmuseums Folmhusen zeigen und das Interesse wecken, dem Schulmuseum einen persönlichen Besuch abzustatten.

Aurich

Michael Hermann

**Aiko Schmidt, Die Novemberrevolution 1918 und die Anfänge der Weimarer Republik in Emden, Oldenburg 2018, 303 S., Ill., 39,80 Euro, ISBN 978-3-7308-1472-7.**

Während in den vergangenen Jahrzehnten die Historiographie die Revolution 1918/19 mit Adjektiven wie „unvollendet“, „steckengeblieben“ oder „gebremst“ belegt hatte, deutet sich zum hundertjährigen Jubiläum eine Neuinterpretation der Revolutionsereignisse an. In den Titeln der aktuellen Bucherscheinungen ist nunmehr vom „Aufstand für die Freiheit“ (Joachim Käppner), dem wahren Beginn unserer Demokratie (Wolfgang Niess) oder dem „Aufbruch in eine neue Zeit“ (Robert Gerwarth) die Rede. Trotz dieser Umorientierung bleibt festzuhalten, dass die Revolution bis in die heutige Zeit in der deutschen Erinnerungskultur eher eine untergeordnete Rolle spielte. Dies gilt auch für Ostfriesland, wo sich die lokal- und regionalhistorische Forschung nur vergleichsweise selten mit der Revolution und der Rätebewegung beschäftigte. Besonders eklatant fällt die Ausblendung der Revolutionsgeschichte für Emden aus, obwohl die Quellenüberlieferung vor Ort erfreulich gut ist. Bislang waren es vor allem zwei Lehrerprüfungsarbeiten aus den 1960er- und 1970er-Jahren gewesen, die sich am ausführlichsten mit dem revolutionären Geschehen in der Seehafenstadt befassten.

Nunmehr wurde – rechtzeitig zum Jubiläum – eine neue Studie zur Emdener Revolutionsgeschichte vorgelegt, noch dazu von einem ausgewiesenen Kenner der Emdener Stadtgeschichte. Dabei hat Aiko Schmidt seinen Fokus allerdings nicht nur auf die Revolutionsereignisse zwischen Weltkriegsende und der Besetzung Emdens durch die Marine-Brigade von Roden im Februar 1919 beschränkt, sondern explizit den Blick auch auf die ersten Jahre der Weimarer Republik geweitet.

Zu Recht kritisiert Aiko Schmidt in seinem Vorwort, in dem er die vorhandene Forschungsliteratur vorstellt, dass trotz der guten Quellenlage die Revolution in Emden nur unzureichend aufgearbeitet wurde oder aber, wie es bei der durchaus beachtlichen Prüfungsarbeit von Sigrid Pladies der Fall ist, der breiten Öffentlichkeit kaum zugänglich war. Vor allem gegenüber Walter Deeters erhebt er den Vorwurf, dieser habe in seiner Abhandlung zur „Geschichte der Stadt Emden von 1890 bis 1945“ die Revolutionsereignisse zu knapp dargestellt, weil er weder die einschlägigen Akten im Stadtarchiv Emden noch die dort ebenfalls aufbewahrten Emdener Tageszeitungen berücksichtigt hätte. Diese Feststellung ist sicher richtig, doch leider gelang es auch Schmidt nicht, alle relevanten Akten zu dem Thema zu sichten. Zwar hat er mit viel Akribie die im Stadtarchiv vorliegenden Quellen ausgewertet und die für Emden relevanten Tageszeitungen – Ostfriesische Zeitung und Rhein-Ems-Zeitung – Ausgabe für Ausgabe durchgearbeitet, dabei jedoch die nicht zu vernachlässigende Gegenüberlieferung auf der Ebene des Emdener Landrats und des Regierungspräsidenten in Aurich unbeachtet gelassen. Dadurch entgingen ihm vereinzelt Fakten, die für die Einordnung der Revolutionsgeschehnisse und des Arbeiter- und Soldatenrates in Emden nicht unwesentlich sind. Dazu gehört etwa der Vorfall, dass die Emdener Räte in der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember 1918 einen Sonderzug mit 150, zum Teil mit Maschinengewehren bewaffneten Matrosen nach Aurich entsandten, die das dort stationierte Ersatzbataillon 25 mitten in der Nacht überfielen und einen Teil der Offiziere kurzfristig festnahmen. Gerade dieses Ereignis nutzte der Regierungspräsident als signifikantes Beispiel, um aufzuzeigen, mit welcher „Skrupellosigkeit“ der Emdener Arbeiter- und Soldatenrat auch außerhalb seines Zuständigkeitsbereiches agieren würde.

Von diesem Kritikpunkt abgesehen bleibt jedoch festzuhalten, dass Schmidt sehr minutiös, manchmal tagesgenau, und mit großer Sorgfalt das Revolutionsgeschehen in Emden darstellt. Als roter Faden zieht sich die Frage durch das Buch, wie nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches Ruhe und Ordnung in der ostfriesischen Seehafenstadt aufrechterhalten werden konnte. Zunächst war es der Arbeiter- und Soldatenrat, der sich als Garant für die öffentliche Sicherheit etablierte. Mit dessen erzwungenen Ende wechselte diese Aufgabe in Emden zur neugegründeten Bürgerwehr, deren Entwicklung Schmidt bis zur Selbstauflösung im Januar 1922 verfolgt. Gleichzeitig wirft er immer wieder Seitenblicke auf die allgemeine Situation in Emden, etwa die Versorgungslage, die Etablierung der politischen Parteien oder den kommunistischen Putschversuch im März 1920. Dabei gelingt es ihm, selbst unübersichtliche Ereignisse, wie etwa die mehrtägigen Verhandlungen über die Auflösung des Arbeiter- und Soldatenrates nach dem Einmarsch der Regierungstruppen klar, strukturiert und gleichzeitig spannend zu schildern.

Für Schmidt gehörte der Emdener Arbeiter- und Soldatenrat keineswegs zu „jenen radikalen Räten, die teilweise in Deutschland die Macht mit bewaffneter Gewalt okkupierten und eine Rätediktatur anstrebten“, vielmehr hätten sich die Mitglieder des Revolutionsorgans in Emden eher moderat verhalten (S. 121). Damit relativiert er eine Aussage Eberhard Kolbs, die sich in dessen Studie über die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik wiederfindet, nämlich dass der Arbeiter- und Soldatenrat in Emden in seiner Sicherheitswehr Spartakisten duldet und Versuche unternahm, Ostfriesland von Emden aus zu radikalisieren.

Schmidt lässt für die ersten Nachkriegsjahre die Emdener Stadtgeschichte wieder

aufleben und vergisst dabei nicht, dass nicht nur Strukturen und Rahmenbedingungen die Historie beeinflussen, sondern auch Einzelschicksale bedeutsam sind. Dies wird ersichtlich, wenn er in Auswahl einzelne Biografien bislang vergessener Emdener Bürger aufarbeitet. Dazu zählen z.B. Harm (Hermann) Stubbe als ehemaliges Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates (S. 91-99), der Schriftführer des Bürgerausschusses Ernst Lübckemann (S. 132-134), das Vorstandsmitglied des Deutschen Metallarbeiterverbandes in Emden, Heinrich Thien (S. 181-183), und Karl Wickart als Vorsitzender der Emdener Ortsgruppe der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e.V. (S. 241-244). Ebenfalls sehr ausführlich werden in dem Buch die Emdener Wahlergebnisse von der Wahl zur Nationalversammlung 1919 bis zur Landtagswahl im Februar 1921 – selbst für die einzelnen, heute zum Stadtgebiet Emdens zählenden Kommunen – aufgeführt.

Sein erklärtes Ziel, mit dem Buch „die Geschehnisse, die vor einem Jahrhundert die Menschen in Emden bewegten, noch einmal gebündelt ans Tageslicht zu bringen und fest im Gedächtnis der geneigten Leser“ (S. 11) zu verankern, hat Schmidt voll und ganz erreicht. Er hat mit seiner umfangreichen Studie, die immerhin 273 Seiten und über 2.000 Fußnoten umfasst, ein fundiertes und reich bebildertes Nachschlagewerk vorgelegt, auf das noch lange bei zukünftigen Forschungen zur Geschichte Emdens in den Nachkriegsjahren zurückgegriffen werden wird.

Ein wenig überraschend, da weder im Buchtitel noch im Vorwort angekündigt, folgt der ausführlichen Darstellung Schmidts noch ein kurzer Beitrag von Jan Ludwig Antoni über „Die Emdener Kinderspeiseanstalt im Ersten Weltkrieg“. Ein umfassendes Personenverzeichnis sowie eine Danksagung beschließen den Band. Auf ein Literatur- und Quellenverzeichnis wurde leider verzichtet.

Aurich

Michael Hermann

**Friedrich Schuh, Portraits, Personen und Geschichte. Ostfriesland und der benachbarte Nordseeküstenraum in Portraitgraphik des 16.-19. Jahrhunderts, Oldenburg 2017, 564 S., Ill., 39,80 Euro, ISBN 978-3-7308-1349-2.**

Die Entstehung dieses Buch ist der Sammelleidenschaft des Mediziners Friedrich Schuh zu verdanken, der seit seiner Studienzeit Portraitgraphiken von Personen, die mit der Geschichte Ostfrieslands, seiner Heimat (S. 9), in Zusammenhang stehen, sammelt und die er nun in seinem optisch ansprechenden Buch vorstellt.

Im Laufe der Zeit wurde die Sammlung über die heutige Region Ostfriesland ausgeweitet, weil Schuh meint, dass „diese Begrenzung und Einschränkung zu kurz gedacht und hinderlich war“ (S. 10). Sein sehr weit ausgelegter Sammlungsraum umfasst die Gebiete der Wattenkarte von Henricus Hondius aus dem Jahr 1634 (S.10), reicht also geografisch von den Niederlanden bis an die Elbe. Schuh war diese Weiterung wichtig, weil damit Zusammenhänge und „historische und biographische Verbindungen zwischen Ostfriesland und den benachbarten Gegenden“ (S. 10) klarer würden. Zeitlich reichen die Lebensdaten der porträtierten Personen vom 15. bis ins 19. Jahrhundert. Die Porträts sind in sehr unterschiedlichen grafischen Drucktechniken ausgeführt. Diese Drucktechniken

werden eingängig und zu Recht sehr ausführlich innerhalb der Einführung (S. 11-14) erläutert. Ebenso wird an dieser Stelle das weitere Rüstzeug zur fachgerechten Betrachtung der Stiche gelegt: die Vorgehensweise des Gestaltens, die typischen Darstellungsweisen, die Formate und die Vermarktung in der jeweiligen Zeit (S. 14-19).

Abgebildet sind Personen aus den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen, darunter Herrscher und Adelige ebenso wie Theologen, Gelehrte, Mediziner, Naturwissenschaftler oder Juristen. Schuh hat über 500 Portraitgraphiken (S. 497) für diesen Band ausgewählt. Man findet sehr bekannte Porträts, aber es sind auch „extrem seltene und wertvolle Blätter“ dabei (Klappentext). Jede mit einem Graphikblatt vorgestellte Person wird durch kurze biographisch-historische Anmerkungen vorgestellt und diese durch weiterführende, wenn möglich regionale, Literatur ergänzt.

Das Inhaltverzeichnis bietet eine gute Handhabe, um das umfangreiche Buch zu benutzen. Das Verzeichnis ist sehr ausführlich und so aufgebaut, dass es anfangs zwei personengebundene Gruppen (A. Regenten von Ostfriesland, B. Herren von Jever) enthält, nimmt dann aber eine zeitliche Sortierung (C. Zeit vor 1500 bis J, 19. Jahrhundert) vor.

Den zweiten Teil des Buches bildet der nach den Namen der Porträtierten sortierte Katalog der Sammlung Schuh. Im dritten Teil folgt das Register der Porträtierten, der Künstler, Drucker und Verleger sowie ein sehr umfassendes Literaturverzeichnis.

Alle Teile der Gruppen A und B beginnen jeweils mit einer chronologischen Auflistung der Regenten und einer Genealogie. Der erste Teil der Gruppe A ist den Cirksenas als Grafen und Fürsten von Ostfriesland (1464-1744) vorbehalten. Im zweiten Teil folgt dann die preußische Zeit (1744-1815 sowie 1866-1918). Sie beginnt mit Friedrich II. und endet mit Wilhelm II. Die Episode der französischen Zeit ist mit Napoleon Bonaparte und Louis Bonaparte als König von Holland und damit auch Ostfriesland vertreten. Ein weiterer größerer Teil bildet dann das vollständige Herrscherhaus Hannover, welches in Ostfriesland von 1815-1866 regierte. Im Teil B (Herren von Jever) wird der Bogen von Maria von Jever, über die Oldenburger Grafen, den Fürsten von Anhalt-Zerbst bis zu den russischen Herrschern geschlagen, die alle in der kleinen Herrschaft Jever ihre Spuren hinterlassen haben. Die Bezeichnung „Regenten“ der Gruppen A und B ist etwas irreführend, sie enthalten nicht nur die Regenten selbst, sondern häufig auch deren Ehefrauen oder Kinder.

Die Teile C bis J sind die umfassendsten und interessantesten. Sie sind den ihre Zeit prägenden Größen aus den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten bestimmt. Wir finden hier, beginnend mit dem 15. Jahrhundert, bekannte Drucke, wie den von Klaus Störtebeker (S. 108), aber auch viele unbekanntere Porträts, wie zum Beispiel des Humanisten Johann W. Gansfort (S. 111) oder des aus der ostfriesischen Häuptlingsfamilie Allena stammenden Arztes Adolphus Occo (S.118), seines Sohnes (Adolphus Occo II., S. 119) und seines Enkels (Adolphus Occo III., S. 120), somit interessante Gestalten, die noch keinen Eingang in das mehrbändige „Biographische Lexikon Ostfrieslands“ gefunden haben.

Die jüngeren Jahrhunderte haben ebenfalls, weitgefächert, relativ unbekannte Blätter zu bieten. Als Beispiel seien hier genannt der zeitweilig in Emden lebende niederländische Philosoph und Ethiker Dirk Coornhaert (145), der aus Nesse in

Ostfriesland stammende Jurist und Kanzler von Mecklenburg-Schwerin Hajo van Nesse (S. 170), der Rektor der Norder Lateinschule Hibbaeus Magnus (S. 187), die Familie Van den Honert (Tako Hajo (S. 356) und Sohn Jakob Johann (S. 357) sowie der Silberschmied Jan Lutma d.Ä. (S. 204). Das 19. Jahrhundert ist mit einer Vielzahl von Graphiken vertreten, deren Gestaltung, dem Zeitgeschmack entsprechend, nun hauptsächlich durch Stahlstiche, Heliogravüren und Radierungen regionaler Größen erfolgte (z.B. von Gerhard van Senden, Fam. Steinbömer, von Jhering, Theodor Thomas oder der Sängerin Sara Oppenheimer).

Das Buch ist durch seine Fülle beeindruckend und stellt eine anregende Grundlage für die weitere biografische Forschung des Nordseeküstenraumes dar.

Aurich

Ingrid Hennings

## 2. Zur Geschichte der Nachbargebiete

**Archivgeschichten. Festschrift für Gerd Steinwascher, hrsg. von Dagmar Freist unter Mitwirkung von Johannes Birk und Wolfgang Henniger, Stuttgart 2018, 294 S., Ill., 20 Euro, ISBN 978-3-520-91101-8.**

Es ist eine schöne Tradition, verdiente Historiker und Archivare zum Eintritt in den Ruhestand mit einer Festschrift zu würdigen. Diese Ehre wurde auch Gerd Steinwascher, 2002 bis 2018 leitender Direktor des Nds. Landesarchivs – Standort Oldenburg und seit 2007 Honorarprofessor an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, zu teil. Bei der Konzeption dieses Aufsatzbandes war es der Herausgeberin Dagmar Freist vom Institut für Geschichte an der Oldenburger Universität wichtig, zum einen ihren Dank für die lange und vertrauensvolle Zusammenarbeit auszudrücken und zum anderen die von Steinwascher besonders gepflegte Verbindung von Archiv, historischer Forschung, Universität und Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses zu betonen. Alle Autoren und Autorinnen sind oder waren auf die eine oder andere Weise mit dem Institut oder einem Forschungsprojekt zwischen Archiv und Universität verbunden.

Die hier versammelten sechzehn Aufsätze wurden in drei große Themenbereiche unterteilt: 1. Herrschaft, Repräsentation und politische Kultur, 2. Migration, Vernetzung und die Bewältigung alltäglicher Herausforderungen und 3. Die Deutungsvielfalt der Vergangenheit.

Johannes Birk zeigt im ersten Abschnitt am Beispiel des Kirchspiels Visbek die Handlungsspielräume und Bewältigungsstrategien im Spannungsfeld zwischen Staatsdiener im Nebenamt und Sozialstruktur des dörflichen Lebensraums der damaligen Kirchspielvögte auf. Gunilla Budde schildert in ihrem Aufsatz über die Entstehung des Wittmunder Kreishauses auch die Persönlichkeit des dortigen Landrats Ernst Budde. Thomas Heidorn befasst sich mit dem Karriereende des dänischen Statthalters in Oldenburg und Delmenhorst Graf Rochus Friedrich zu Lynar und zeigt, dass sich dessen Sturz 1765 nicht vollständig aufklären lässt, weil alle beteiligten Parteien damals ein großes Interesse hatten, die Angelegenheit so lange wie möglich zu verschleiern. Herta Hoffmann unterzieht den einzigen

erhaltenen Brief des früh verstorbenen und fast in Vergessenheit geratenen Grafen Anton Heinrich von Oldenburg und Delmenhorst (1604-1623) an seine Mutter und Vormünderin Sybilla Elisabeth einer genauen Analyse. Dabei gelingt es ihr, den Verfasser sichtbar zu machen. Antje Sander beleuchtet am Beispiel des Jeverlandes die Bedeutung symbolischer Handlungen als öffentliches Zeichen der Legitimation von Herrschaft. Katharina Schees beschäftigt sich mit den Erinnerungen zweier Zeitgenossen an die Revolution von 1848 in Oldenburg, um aus deren Perspektive einzuschätzen, ob man überhaupt von revolutionären Ereignissen sprechen kann. Mareike Wittkowski schließt diesen Abschnitt ab mit ihrem Beitrag über das noch auszuschöpfende Potential eines Teilbestandes der Überlieferung der Oldenburger Generalstaatsanwaltschaft. Es handelt sich dabei um die Akten zur Innerdeutschen Rechts- und Amtshilfe in Strafsachen ab 1953, die einen besonderen Einblick in die ost-westdeutsche Justizgeschichte ermöglichen, da sie denselben Vorgang aus weltanschaulich und juristisch unterschiedlichen Perspektiven beleuchten.

Christiane Beckers, Lucas Haasis, Thomas Heidorn und Annika Raapke leiten den zweiten Abschnitt ein mit ihrer Beschreibung des an der Universität Oldenburg durchgeführten Projektes „Die Prize Papers. Erschließung – Digitalisierung – Präsentation“. Bei diesen Prisenpapieren handelt es sich um im britischen Nationalarchiv in London verwahrte Prozessakten des „High Court of Admiralty“, in denen um die auf hoher See gekaperten Schiffe und ihre Ladung gestritten wurde. Jessica Cronshagen und Frank Marquardt setzen den zweiten Themenabschnitt mit ihrem Aufsatz über ostfriesische Bettlerprozesse im 18. Jahrhundert fort. Mit Hilfe eines mikrogeschichtlichen Ansatzes verdeutlichen sie die Vielschichtigkeit frühneuzeitlicher Vergemeinschaftungsprozesse, die in Großerzählungen über Aufklärung und Sozialdisziplinierung nicht abgebildet werden können. Dagmar Freist beleuchtet jüdisch-christliche Handelspraktiken und Schmuggel im ostfriesischen Überseehandel des 18. Jahrhunderts und zeigt dabei, dass es zwar viele Konflikte zwischen Juden und Nichtjuden gab, aber dass auch langfristig angelegte Handelskontakte im Sinne eines „cross-cultural-trade“ existierten. Aus dem auf die Region Nordwestdeutschlands fokussierten Aufsatzband sticht der Aufsatz von Rudolf Holbach etwas heraus, der die im Mainzer Lohgerberzunftbuch überlieferten Streitigkeiten und Strategien zur Konfliktregulierung zwischen Handwerkern untersucht.

Der dritte, besonders inspirierende Themenkomplex beginnt mit dem Aufsatz von Michael Sommer über die Provenienz zweier attischer Amphoren im Oldenburger Stadtmuseum, deren genaue Herkunft trotz der vorhandenen Tagebücher des Stifters Theodor Francken nicht geklärt werden kann. Um dem Leser die Antike in Nordwestdeutschland, besonders in Oldenburg, näher zu bringen, stellt er zunächst die Verhältnisse Oldenburgs in einer fiktiven römischen Antike dar, in der die Römer ihre Expansion in den Nordwesten nicht aufgegeben hatten. Anschließend beschäftigt sich Thomas Etzemüller mit der Entstehungsgeschichte einer aus der NS-Zeit stammenden rassenkundlichen Studie über die „verfehlte Siedlungspolitik“ in Moordorf. Da für diese Studie keine Archivunterlagen überliefert sind, greift er zum Mittel einer doku-fiktionalen Darstellung auf der Grundlage vergleichbarer Unterlagen und Veröffentlichungen, um zu zeigen, dass die Rassenanthropologie „offenbar fiktionalisiert“ sein kann und „trotzdem anhaltende, nichtfiktionale Wirkungen erzielt.“ (S. 220). Uwe Meiners schildert den

Quellenwert von im Archiv des Museumsdorfes Cloppenburg überlieferten Inventaren für die materielle Kulturgeschichte. Malte Thiessen befasst sich mit dem Phänomen, dass die weltweit weltumspannende, unzählige Todesopfer fordernde Spanische Grippe am Ende des Ersten Weltkrieges zwar Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses ist, in den Archiven eher ländlicher Regionen wie Oldenburg im Gegensatz zu Großstädten wie Hamburg aber nahezu keine schriftlichen Spuren hinterlassen hat. Er zeigt, wie sehr Wahrnehmung und Verhalten in Bezug auf diese Seuche von den Strukturen des sozialen Raumes abhängig waren. Dietmar von Reeken schließt das Kapitel und den Aufsatzband mit einem Plädoyer für die Nutzung moderner Volkskalender als historische Quelle, die ein großes Potential für die Mentalitätsgeschichte, die Politikgeschichte sowie für die Kultur- und Gesellschaftsgeschichte enthalten.

Die Festschrift wird abgerundet von einer Bibliographie des Geehrten, die seine vielfältigen Forschungs- und Interessensgebiete genauso dokumentiert wie seinen großen Fleiß und seine Begeisterung für historische, archivgestützte Arbeit.

Der Name des ausgezeichneten, gut lesbaren und spannenden Sammelbandes „Archivgeschichten“ ist Programm. Gerade durch die hier gepflegte Veranschaulichung historischer Forschungsergebnisse an einzelnen, gelegentlich auch mehrerer Archivalien, macht Geschichte besonders anschaulich und lädt zur Spurensuche im Archiv ein.

Aurich

Kirsten Hoffmann

**Archiv und Landesgeschichte. Festschrift für Christine van den Heuvel, im Auftrag der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen und des Niedersächsischen Landesarchivs, hrsg. von Sabine Graf, Regina Rößner und Gerd Steinwascher, Göttingen 2018, 372 S., Ill., 39,90 Euro, ISBN 978-3-8353-3374-1.**

Mitte des Jahres 2018 wurde Dr. Christine van den Heuvel als Präsidentin des Niedersächsischen Landesarchivs in den Ruhestand verabschiedet. Frau van den Heuvel kann neben ihrer archivischen Tätigkeit auch auf eine umfangreiche geschichts- und archivwissenschaftliche Publikationstätigkeit zurückblicken, sie hat den Reformprozess im niedersächsischen Archivwesen in den letzten Jahren maßgeblich gesteuert, und sie hat sich auch als ehemalige Geschäftsführerin und stellvertretende Vorsitzende um die Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen verdient gemacht. Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, dass Frau van den Heuvel zu Ihrer Verabschiedung mit einer Festschrift geehrt wird. Sie ist als 300. Band der Veröffentlichungen der Historischen Kommission unter dem Titel „Archiv und Landesgeschichte“ erschienen.

In der Festschrift sind auf 370 Seiten 24 wissenschaftliche Beiträge versammelt, die sich im ersten Drittel mit der archivischen Arbeit beschäftigen. Das Themenspektrum dieses Abschnitts reicht von der Archivgeschichte über Archivdidaktik bis zur Auseinandersetzung mit Quellenbeständen und urkundlicher Überlieferung. Thomas Vogtherr setzt sich z.B. mit den Osnabrücker Jahren des Archivars und Historikers Bruno Krusch auseinander, Gerd Steinwascher mit der Entwicklung des Oldenburger Landesarchivs und Sabine Graf mit den baulichen Anfängen eines eigenständigen Archivzweckbaus in Hannover Anfang des 18. Jahrhunderts. Birgit

Kehne und Ulrike Höroldt thematisieren die Geschichte und aktuelle Praxis der Archivberatung und sprechen damit einen völlig anderen Bereich an. Das Themenspektrum wird durch Robert Kretzschmar erweitert, der sich mit den Perspektiven der Entwicklung der Fächer der Historischen Hilfswissenschaften und der Archivwissenschaft als den beiden Säulen der archivischen Ausbildung beschäftigt – alles vor dem Hintergrund der „Bologna-Reform“ an den Hochschulen und den neuen Anforderungen durch die Archivierung digitaler Quellen. Noch grundsätzlicher wird Regina Rößner mit ihren Gedanken zu Nachhaltigkeit und Kulturgutschutz in Archiven. Die Überschrift dieses ersten Abschnitts lautet dann auch schlicht und einfach „Archiv“.

Im zweiten Teil versammeln sich unter der Überschrift „Landesgeschichte“ 14 weitere sehr unterschiedlich ausgerichtete Beiträge. Eingeleitet wird er mit einem Aufsatz zur Göttinger Universitätsgeschichte von Peter Aufgebauer, es folgt ein Beitrag zur Geschichte des niedersächsischen Landeswappens von Brage bei der Wieden. Ein nachfolgender Beitrag führt den Leser nach Umbrien in ein Städtchen in der Nähe von Perugia zur frühen Neuzeit. Der Rahmen der niedersächsischen Geschichte wird hier ganz verlassen. Die Beispiele für die Diversität der Themen ließen sich noch weiter ergänzen.

Bei der Auswahl der Aufsätze zu diesem Festband stand – wie die Herausgeber schreiben – im Vordergrund, dass sich die „Beiträge (...) auf die vielfältigen Arbeitsfelder und Interessen“ der zu Ehrenden beziehen. Offensichtlich gab es also keine inhaltlichen Richtlinien. Die Herausgeber hatten eher eine biographische Bindung der Autoren zu Frau van den Heuvel im Blick. Der Kreis der Verfasser besteht wesentlich aus niedersächsischen Archivaren und Historikerinnen, darunter vor allem aus den Leitern der verschiedenen niedersächsischen Archivstandorte. Das Grußwort des Ministerpräsidenten Stephan Weil bringt es schon zu Beginn des Buchs mit seinem ersten Satz auf den Punkt: „Die Vielzahl der [...] abgedruckten Beiträge zeugen von der Achtung, die der Präsidentin des Niedersächsischen Landesarchivs entgegengebracht wird.“

Es ist noch nichts über die Qualität der Beiträge gesagt. Die Texte lesen sich gut, sind spannend. Es gibt nur einen Beitrag, der sich mit ostfriesischer Geschichte befasst. Unter dem Titel „Zwischen Schulden und Affären“ beschreibt Michael Hermann, Leiter der Auricher Abteilung des Landesarchivs, die unrühmliche Karriere Georg Joachim von Brawes, ostfriesischer Gesandter am Kaiserhof in Wien in den Jahren 1721 bis 1733. Die Laufbahn von Brawes endete mit einer fristlosen Entlassung. Ihm wurden u. a. mangelndes Engagement im Amt, Geldverschwendung und „unanständiger Umgang“ nachgesagt. Georg Joachim von Brawe hatte den Diplomatenposten 1721 quasi von seinem Vater und Vorgänger in diesem Amt Joachim von Brawe geerbt, entbehrte aber jeglicher diplomatischen Erfahrung. Der junge Gesandte verschuldete sich übermäßig, machte durch Affären von sich reden und verlor den Zugang zu politisch wichtigen Kreisen. An die Entlassung schlossen sich eine Auseinandersetzung um die Gesandtschaftsakten und die Erpressung einer Abstandszahlung für die Überlassung der geheimen Chiffren an. Vor dem Hintergrund der schweren, zeitweise bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen zwischen Fürsten und Ständen in Ostfriesland in diesen Jahren dürfte von Brawe der Vertretung der Interessen des Landesherrn deutlichen Schaden zugefügt haben.

Die stichpunktartige Übersicht über die verschiedenen Aufsatzthemen der Festschrift zeigt, dass diese doch in sehr unterschiedliche Richtungen führen. Letztlich

ist aber auch dagegen nichts zu sagen. Wer eine Festschrift aufschlägt, weiß, dass er oft genug einen bunten Strauß Allerlei geboten bekommt. Wichtig ist für die Autoren die Rezipierbarkeit ihrer Beiträge, die Auffindbarkeit in den wissenschaftlichen Katalogen. Eine Stichprobe im GVK ergibt ein positives Bild: Gleich vier Bibliotheken haben die Einzelbeiträge herausgezogen und katalogisiert. Man kann mit dem Buch also verfahren wie mit einer wissenschaftlichen Zeitschrift: darin blättern, sich in einzelne Beiträge vertiefen, die das persönliche Interesse ansprechen, und sich zugleich sicher sein, dass auch die anderen Aufsätze ihre Leser finden und damit einen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs leisten werden. Zugleich kann man das schöne Design und das hochwertige Papier genießen, denn diese Festschrift kann auch durch Gestaltung und Ausstattung überzeugen.

In einer „Nachbetrachtung“ Gerd van den Heuvels wird eine Episode aus der Anfangszeit des Archivdienstes Frau van den Heuvels thematisiert, in der ihr deutlich gemacht wurde, dass sie als Frau im höheren Archivdienst keine Aufstiegschance haben würde. Das hat sie mit ihrer Karriere deutlich widerlegt. Wenn man außerdem bedenkt, dass „gefühlte“ 95 % aller vergleichbaren Festschriften männlichen Kollegen zugeordnet sind, darf man sich auch aus diesem Grund über die Neuerscheinung freuen.

Leer

Paul Weßels

**Christina Hemken / Karl-Heinz Ziessow (Hrsg.), Im Schatten des totalen Krieges: Raubgut, Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit (Kataloge und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg, Heft 37), Cloppenburg 2018, 330 S., zahlr. Ill., z. T. farbig, 19,80 Euro, ISBN 978-3-938061-42-8.**

Die vorliegende Publikation fasst Ergebnisse von gleich drei Konferenzen, die im Niedersächsischen Freilichtmuseum – Museumsdorf Cloppenburg in den letzten Jahren stattfanden, zusammen: „Provenienzforschung im Nordwesten“ als Zwischenresümee von 2016 zum eigenen Forschungsprojekt im Bereich Provenienzforschung, aus demselben Jahr die Konferenz „Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter“ und die Tagung „Entrechtung und Plünderung – Provenienzforschung in ihrem historischen Umfeld“ von 2017 als Projektabschluss.

Das Cloppenburger Museum hat in den vergangenen Jahren nicht nur seine eigene Museumsgeschichte und die der Sammlungsstücke erforscht, sondern erschloss darüber hinaus vielfältige Quellen, die auch für weitere Museen im Nordwesten, z.B. unter dem Stichwort der „Hollandmöbel“ relevant sind. Über den Rahmen der eigentlichen Provenienzforschung hinaus geht dagegen die Beschäftigung mit den Themen Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit in der Region Cloppenburg. Aus diesem verwandten, wenn auch nicht scharf konturierten Kreis sind im Sammelband insgesamt 16 Aufsätze versammelt, eingeleitet von den Herausgebern.

Unter der Kapitelüberschrift „Provenienzforschung – allgemeine Perspektiven“ reflektiert Pieter van Mensch anhand von drei Beispielen Sammlungsgeschichten und Sammlungsbedingungen und konstatiert eine sich weiterentwickelnde Museumsethik. Markus Walz lässt seinen Blick chronologisch über die allgemeine

Museumsgeschichte streifen und fragt danach, wann und unter welchen Aspekten ein Interesse an der Dingbiografie bestand und ob dieses jeweils zu Provenienzdaten führte. Am Beispiel der Marburger Universitätsammlung sowie an dem des Trachtenbuchs von Mathilde Hain und dessen Illustrierung weist Siegfried Becker die Marginalisierung und Exklusion jüdischer Kultur bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nach. Nach den Kriterien einer „guten“ Provenienzforschung fragt aus der Perspektive der Verfolgtenorganisation, der Claims Conference, Jens Hoppe. Er fordert, diesen Forschungsansatz dauerhaft, umfassend und systematisch in die Museumsarbeit aufzunehmen und ihm transparent sowie in Kooperation mit anderen nachzugehen.

Das zweite Kapitel trägt den Titel „Provenienzforschung im Kontext von Museums- und Sammlungsgeschichte“. Darin geht Uwe Meiners der Gründung des Freilichtmuseums Cloppenburg und seiner weiteren Entwicklung vor allem während der Zeit des Nationalsozialismus nach. Die Freilichtmuseums-idee geriet mehrfach zwischen divergierende (Partei-) Interessen. Begeisterung, aber auch Vorbehalte und Versuche der politischen Instrumentalisierung sind nachzuvollziehen und zeigen die Abhängigkeit nicht zuletzt von Einzelpersonen. Die Bauernhof-forschung in der NS-Zeit und ihre parteipolitische Verflechtung mit verschiedenen Einrichtungen (SS-Ahnenerbe, Amt Rosenberg) ist das Thema des Beitrags von Michael Schimek. Er skizziert die Suche nach altartigen Formen im Hausbau, die nach Vorbildern, die lieber in der Landschaft erhalten als in einem Museum sein sollten und großanlegte niemals vollendete Dokumentationen, zu denen auch das Freilichtmuseum Cloppenburg von 1943-1945 als „Muster-Gauforschungsstelle“ beitrug. Aus der Perspektive der Sammlung verfolgt Christina Hemken die ersten 23 Jahre des Freilichtmuseums Cloppenburg und definiert für die NS-Zeit vier Phasen für die aus bildungsbürgerlichem Impetus heraus seit 1922 ohne definiertes Konzept schnell gewachsene Sammlung: In der ersten wurde der geografische Radius erweitert, was mit abnehmender Kenntnis zu den Objekten einherging, es folgten in der zweiten Phase Sammlungsstücke, die aus Enteignungen stammten – erworben über Antiquitätenhändler –, in der dritten solche der groß angelegten M-Aktionen aus den Benelux-Ländern und Frankreich (erworben über das Wirtschaftsamt Cloppenburg). Die vierte Phase ab 1945 berührt die Aufforderungen der britischen Militärregierung, Eigentumsaneignungen zu nennen, rechtmäßige Eigentümer zu suchen und eine Wiedergutmachung anzustreben, was jedoch kaum von Erfolg geprägt gewesen ist. Der Heimatbewegung zwischen 1933 und 1945 im Gau Weser-Ems geht Joachim Tautz mit einem besonderen Blick auf den Rüstringer Heimatverein und das Museumsdorf Cloppenburg nach. An einige Themen der Vereinsarbeit konnten die Nationalsozialisten mit ihren Absichten direkt anknüpfen. Allerdings war eine wertneutrale Heimatforschung auch nur schwer zu leisten. Mit den Beispielen des Bomann-Museums Celle, des Vaterländischen Museums Hannover und des Cloppenburger Museums stellt Christopher Galler die vergleichende Frage nach einer politischen Funktionalisierung während des Nationalsozialismus. Alle Einrichtungen wurden seit 1935/36 durch allgemeine Reglementierungen und die Installierung von „Museumspflegern“ beeinflusst, wobei Karl Hermann Jacob-Friesen und Heinrich Ottenjann, die Direktoren des Hannoveraner und Cloppenburger Museums, selbst mit diesen Positionen betraut waren. „M-Aktionen“ wurden die Plünderungen der Wohnungen von geflüchteten oder deportierten Menschen in Frankreich, Belgien und

den Niederlanden genannt; auch Umzugscontainer wurden beschlagnahmt und die Möbel (= M) und andere Haushaltsgegenstände in Deutschland zumeist versteigert, nicht zuletzt im Weser-Ems Gebiet. Christina Hemken zeichnet in ihrem Beitrag diese bis ins Detail durchgeplante Aktion nach. Auch das Freilichtmuseum Cloppenburg übernahm Objekte aus diesen Enteignungen in seinen Sammlungsbestand, wie die aktuellen Forschungen ergaben. Im selben Themengebiet bleibt Margarete Rosenbohm-Plate und belegt durch hunderte von Zeitungsanzeigen den Verkauf des Raubguts im Gau Weser-Ems zwischen 1942 und 1944, wohingegen offizielle Quellen zu diesen Vorgängen zu Kriegsende zumeist vernichtet wurden. Hier schließt das Engagement der britischen Militärregierung an. Eine interalliierte Restitutionskommission wurde nach Kriegsende gegründet, und ein Memorandum verlangte die Meldung von Eigentumsaneignungen, wobei es sich nicht allein um Kunstraub handelte. Karl-Heinz Ziessow stellt mit seinem Beitrag die „Monuments Men“ der Region vor.

Der dritte Teil des Bandes widmet sich „Gefangenschaft, Deportation und Zwangsarbeit“. Holger Frerichs erklärt die Organisation des Kriegsgefangenenwesens im Wehrkreis X, der den gesamten nordwestdeutschen Raum umfasste, von Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen bis hin zur niederländischen Grenze. Auf Interviews mit sowjetischen Zivilisten, die als Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland waren, stützt sich Natalia Timofeeva in ihrem Aufsatz und eröffnet damit einen Blick auf persönliche Leiderfahrungen. Bei Heinz Ripke steht das Beispiel der Zwangsarbeiter in Cloppenburg im Mittelpunkt, die mitunter nahezu die Hälfte aller Beschäftigten – vor allem in der Landwirtschaft – ausmachten. Die Quellenlage, um herauszufinden, woher die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter kamen und wo sie arbeiten mussten, ist allerdings lückenhaft. Abschließend erörtert Karl-Heinz Ziessow das Thema der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter im ländlichen Raum, u.a. mit einem Blick auf Lönigen und die Lager, die dort existierten. Die Situation der Kriegsgefangenen war insgesamt noch schlechter als die der Zwangsarbeiter, deren Transport nach Deutschland, Unterbringung, Versorgung und Einsatz besser organisiert waren. Der Autor nutzt u.a. Versicherungsakten, um Informationen zu diesen Menschen zu erhalten.

Der sorgfältig redigierte und gut gebildete Band bearbeitet wichtige Phasen der Geschichte des Freilichtmuseums Cloppenburg und bettet sie in die etwas weitere Regionalgeschichte während des Nationalsozialismus und der direkten Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ein. In der Zusammenfassung mehrerer Tagungen, die auch über das Projekt der Provenienzforschung hinausgingen, fallen allerdings einige Beiträge thematisch etwas aus dem Rahmen und werden unter dem Titel des Buches wohl nicht vermutet werden.

Aurich

Nina Hennig

**Eugen Kotte / Helmug Lensing (Hrsg.), Die Grafschaft Bentheim im Ersten Weltkrieg. „Heimatfront“ an der deutsch-niederländischen Grenze, Nordhorn 2018, 479 S., Ill., 29,90 Euro, ISBN 978-3-9818211-3-0.**

Bereits 2014 hatten die Herausgeber des Bandes „Ostfriesland im Ersten Weltkrieg“ darauf hingewiesen, dass gerade der Nordwesten Deutschlands bei Untersuchungen zur Heimatfront 1914-1918 weitgehend unberücksichtigt geblieben sei – eine Feststellung, die bislang auch für die Grafschaft Bentheim ihre Gültigkeit hatte.

Unter der Leitung des Historikers Dr. Helmut Lensing sowie des Universitätsprofessors Prof. Dr. Eugen Kotte ist es nunmehr gelungen, in einem dreijährigen Projekt die Zeit des Ersten Weltkriegs in der Grafschaft Bentheim unter verschiedenen Aspekten zu untersuchen und damit die bisherige Forschungslücke zu schließen. Die insgesamt 26 Beiträge stammen von ausgewiesenen Fachleuten – nicht nur aus dem universitären Bereich, sondern auch von Beschäftigten in Museen und Archiven –, aber auch von jungen Historikerinnen und Historikern. Allein sieben Beiträge sind aus studentischen Abschlussarbeiten entstanden.

Der Sammelband verfolgt methodische Ansätze der neuen Kulturgeschichte, wobei die Grafschaft Bentheim als Grenzregion in den Blick genommen wird, um – so der Anspruch – sämtliche grundlegenden Bereiche des Alltags sowie die Mobilisierung der Bevölkerung für den Krieg zu betrachten. Das Buch gliedert sich in sieben unterschiedliche Abschnitte, denen ein gemeinsames Geleitwort des Bentheimer Landrats und des Vorsitzenden des Heimatvereins Grafschaft Bentheim sowie eine Einleitung der Herausgeber vorangestellt wurden.

Der erste Abschnitt bietet grundlegende Informationen über das Untersuchungsgebiet. Maret Hosemann übernimmt es, in einem knappen Beitrag in die kommunalen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen in der Grafschaft Bentheim vor dem Ersten Weltkrieg einzuführen (S. 16-26), während sich der Leiter des Bentheimer Kreis- und Kommunalarchivs, Christian Lonnemann, mit der Rolle der Kriegervereine in der Region auseinandersetzt (S. 28-42).

Der zweite Abschnitt befasst sich mit dem Kriegsverlauf und seinen Auswirkungen. Erik Elberfeld untersucht die im Landkreis eingesetzten Propagandastategien, wobei er nicht nur die Bentheimer Tageszeitungen, sondern auch die Propagandamotive auf den überlieferten Postkarten auswertet (S. 44-65). Dagegen versucht Dr. Maria Hermes-Wladarsch in ihrem Beitrag die Volksstimmung im Landkreis Grafschaft Bentheim zu fassen. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die propagierte „Einheit“ im Krieg in eine Vereinzelung zerfiel, in der jede gesellschaftliche Gruppe mit ihren eigenen Problemen zu tun hatte (S. 66-86). Schließlich beschäftigt sich Hubert Titz in einem biographischen Ansatz mit dem Bockholter Jagdflieger Dietrich Avers, der auch über die Region hinaus Bekanntheit erlangte (S. 88-93).

Fünf weitere Beiträge thematisieren die Wirtschaft im Krieg. Den Beginn macht Werner Straukamp, der die Entwicklung der Textilfabriken in der Grafschaft Bentheim nachzeichnet, die v.a. unter dem Rohstoffmangel an Kohle und Baumwolle zu leiden hatte (S. 94-113). Simon Beuse beschäftigt sich mit der Entwicklung der Landwirtschaft (S. 114-129), während Susanne Luft die Rolle der Kriegsgefangenen untersucht, die ab Sommer 1915 auch in der Grafschaft Bentheim, vorzugsweise in der Landwirtschaft, eingesetzt wurden. Aus der Tatsache, dass die an der

Grenze zu den Niederlanden aufgegriffenen Kriegsgefangenen in der Regel von sehr viel weiter entfernten Orten stammten, schließt sie auf ein eher positives Verhältnis zwischen Kriegsgefangenen und der bentheimischen Bevölkerung (S. 130-151). Im anschließenden Beitrag schildert Lara Krölls Kriegsjahr für Kriegsjahr, wie sich auch in der vorwiegend agrarisch strukturierten Grafschaft Bentheim die Versorgungslage immer weiter verschärfte (S. 152-170), und Tilmann Arends widmet sich der Kriegsfinanzierung durch Kriegsanleihen und verschiedene Sammelaktionen vor allem durch die Schulen. Diese Sammlungen wurden selbst dann fortgeführt, wenn sie wirtschaftlich unrentabel waren, weil – so Arends – durch die Aktionen eine „emotionale Mobilisierung“ der Kinder für den Kampf an der Heimatfront möglich war (S. 172-188).

Ein eigener Abschnitt nimmt die Grenzregion in den Blick. Dr. Gabriele Wink untersucht die durch die steigende wirtschaftliche Not ausgelöste Kriegskriminalität mit Schmuggel, Schleichhandel, aber auch Diebstahl, darunter Feld- und Obstdiebstähle, die durch die lockere Besiedlung mit einzeln gelegenen Höfen unterstützt wurde (S. 190-205). Die Maßnahmen zur qualitativen und quantitativen Militarisierung der Grafschaft Bentheim sind das Thema des Beitrages von Steven Zurek. Dabei bleibt leider unklar, inwieweit die gewählte Begrifflichkeit und die verfolgte Fragestellung für eine Region, die sich zusammen mit dem Reich im Kriegszustand befand, tatsächlich furchtbringend ist (S. 206-222). Bentheims Fürstenhaus während des Ersten Weltkrieges betrachtet der Osnabrücker Professor Bernd Ulrich Hucker (S. 224-231), bevor mit zwei grenzübergreifenden Beiträgen der Sammelband die bisherige Binnensicht verlässt. Dr. Dick Schlüter behandelt die Aufnahme von Flüchtlingen in den Niederlanden, darunter etwa eine Million belgische Flüchtlinge zu Beginn des Krieges sowie deutsche Deserteure und geflohene Kriegsgefangene (S. 232-249), während sich Dr. Albert Eggens – ähnlich wie in seinem Beitrag im Emdener Jahrbuch 2016 – mit dem Schmuggel und den Grenzgängern zwischen Drenthe und Deutschland befasst (S. 250-268).

Weitere fünf Beiträge widmen sich den Auswirkungen des Krieges auf die Zivilbevölkerung. Dabei werden die Aufnahme von Flüchtlingen aus Ostpreußen durch Dr. Michael Ehrhardt (S. 270-282), die Rolle der Frauen von Alexandra Johanna Brinkmann (S. 284-303), das Schulwesen von Dr. Christoph Sturm (S. 304-318) sowie die Jugendkompagnien und Jugendwehren von Hans-Werner Schwarz (S. 320-333) untersucht. Dr. Helmut Lensing übernimmt es schließlich, die Deutsche Volkspartei, die bislang nur wenig Aufmerksamkeit in der Parteienforschung gefunden hat, eingehender zu betrachten (S. 334-349).

Im sechsten Abschnitt zu den Glaubensgemeinschaften finden sich Beiträge zur reformierten Kirche von Prof. Dr. Georg Plasger (S. 350-362), zu den Graf-schafter Altreformierten von Dr. Gerrit Jan Beuker (S. 364-379), zur katholischen Kirche von Dr. Georg Wilhelm (S. 380-394) sowie zu den jüdischen Graf-schaftern von Christa Pfeifer, wobei sie drei Lebensläufe exemplarisch näher vorstellt (S. 396-413).

Im letzten Abschnitt geht es um das „große Sterben“, d.h. um die Auseinandersetzung mit dem massenhaften Menschenverlust und dem Gedenken an die Verstorbenen. PD Dr. Wilfried Witte, Oberarzt an der Charité, übernimmt es dabei, die Folgen der Spanische Grippe zwischen 1918 und 1920 im ländlichen Raum zu untersuchen, wobei das tatsächliche Ausmaß der Epidemie in der Grafschaft Bentheim – nicht zuletzt auf Grund fehlender statistischer Daten – nur

schwer einzuschätzen ist (S. 414-433). Mit den Denkmälern für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges beschäftigt sich Prof. Dr. Eugen Kotte. Er unterscheidet dabei zwei Typen von Denkmälern. Neben dem Trauerdenkmal, das auch als Friedensmahnmal interpretiert werden kann, dominiert jedoch der „Typus des nationalistischen Vergeltungsdenkmals“ (S. 434-455).

Der Sammelband wird von einem ausführlichen Verzeichnis der Autorinnen und Autoren, einem Abkürzungsverzeichnis und einem hilfreichen Personen- und Ortsregister, das auch die wichtigsten Schlagworte enthält, abgeschlossen.

Die thematische Breite der Publikation ist beeindruckend. Schlechthin ist damit ein Standardwerk für die Zeit des Ersten Weltkrieges in der Grafschaft Bentheim entstanden, an dem zukünftige Generationen kaum vorbeigehen werden können. Gleichzeitig ist es gelungen, ein übersichtliches und optisch sehr ansprechendes und reich bebildertes Buch zu präsentieren. Zahlreiche Untersuchungsergebnisse lassen sich auch auf den ostfriesischen Raum übertragen. Nicht zuletzt zeigt der vorliegende Sammelband sehr deutlich, wie fruchtbringend es sein kann, auf die Schulchroniken als Quellengrundlage zurückzugreifen, um die Entwicklung an der Heimatfront in den Blick zu nehmen. Es wäre allenfalls wünschenswert gewesen, wenn die aus dem Forschungsprojekt entstandenen Beiträge in vergleichender Perspektive öfter Bezug auf die bereits in Ostfriesland gewonnenen Erkenntnisse genommen hätten.

Aurich

Michael Hermann

**Tobias Winter, Die deutsche Archivwissenschaft und das „Dritte Reich“. Disziplingeschichtliche Betrachtungen von den 1920er bis in die 1950er Jahre, (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, Bd. 17), Berlin 2018, zugl. Univ-Diss. Freiburg i. Br., 606 Seiten, 99,90 Euro, ISBN 978-3-428-15484-5.**

„Archivgeschichte, die ihren Namen verdient, muss hinter die Kulissen schauen. Sie ist vor allem aufgerufen, die ‚direkten Wechselbeziehungen zwischen politischer Herrschaftsausübung bzw. politischem System und archivischer Arbeit‘ zu behandeln“.<sup>1</sup> Mit diesen Worten umriss Wilfried Reininghaus, damaliger Präsident des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, im Jahr 2008 die Ansprüche an eine moderne Archivgeschichte, ohne die Archive weder zu einer methodischen Selbstvergewisserung noch zu einer Standortbestimmung kommen könnten.

Von diesem „Arbeitsauftrag“ ließ sich auch Tobias Winter inspirieren und legte 2018 seine an der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau angenommene Dissertation zur Geschichte des Archivwesens vor. Damit ist er einer der wenigen mit Archivgeschichte befassten Historiker, die nicht gleichzeitig im Archivdienst stehen.

Winter hat sich hohe Ziele gesetzt, will er doch mit seiner Arbeit eine „umfassendere Geschichte der (NS-)Archivwissenschaften“ vorlegen, als dies bisher von der Forschung geleistet worden sei (S. 20), gleichwohl muss er eingestehen, dass

<sup>1</sup> Wilfried Reininghaus, Archivgeschichte. Umriss einer untergründigen Wissenschaft, in: Der Archivar, 61. Jg., Heft 4, 2008, S. 353.

er eine „umfassende Gesamtgeschichte“ jedoch nicht leisten könne (S. 26). Um bisherige Defizite in der Forschung auszugleichen, richtet er sein Erkenntnisinteresse vor allem auf die Frage, wie sich dynamische und politische Rahmenbedingungen auf die wissenschaftliche Tätigkeit einer Disziplin ausgewirkt haben. Die Archivwissenschaften stünden, so der Autor, wegen ihrer „Janusköpfigkeit“ als Diener zweier Herren, nämlich der Wissenschaft und der Verwaltung, in einem speziellen Spannungsverhältnis zum Nationalsozialismus. Deshalb sei sie, mehr als andere Disziplinen, für eine solche Untersuchung besonders prädestiniert. Seine Aufmerksamkeit richtet Winter dabei auf den Dreischnitt von möglichen Kontinuitäten – personell, institutionell und Forschungstrends innerhalb der Disziplin –, die „Nazifizierung“ des Archivwesens sowie das Handeln der Archivare im polykratischen NS-Staat (S. 25). Gerade beim letzten Untersuchungsobjekt will sich Winter nicht auf das „Altreich“ beschränken, weil viele bedeutende Akteure während des Zweiten Weltkrieges in den besetzten Gebieten aktiv waren. Zudem befasst er sich nahezu ausschließlich – auch wenn der Titel der Arbeit etwas Anderes nahe legt – mit der preußischen Archivverwaltung und deren Staatsarchivaren des höheren Dienstes. Er begründet diese Einschränkung damit, dass vor allem dieser Archivverwaltung reichsweit maßgebliche Bedeutung zukomme.

Um sich seinem Untersuchungskomplex zu nähern, bedient sich Winter eines mehrdimensionalen Ansatzes, der neben einem erweiterten Begriff der Institutionengeschichte auch generationsanalytische Aspekte aus der Biographieforschung und den Versuch moderner historischer Netzwerkforschung umfasst. Außerdem dehnt er den Untersuchungszeitraum über die Jahre des Nationalsozialismus aus und nimmt die Zeit von 1900 bis weit in die Nachkriegszeit in den Blick. Damit, so hofft er, würden Kontinuitäten, eventuelle Brüche und Entwicklungen in der wissenschaftlichen historischen Arbeit der Archivare deutlich.

Die Arbeit ist in vier große, chronologisch aufeinanderfolgende Abschnitte eingeteilt. Der erste Teil befasst sich mit dem preußischen Archivwesen in der Zeit des Deutschen Kaiserreichs und beschreibt in der Hauptsache die Tätigkeit preußischer Staatsarchivare während des Ersten Weltkrieges in Polen und den besetzten Gebieten im Westen. Dieser Schwerpunkt wurde von Winter gesetzt, um einen Vergleich zu der Tätigkeit der Archivare im Zweiten Weltkrieg ziehen zu können.

Der zweite Abschnitt ist der Entwicklung des Archivwesens zwischen den Weltkriegen gewidmet. Anschaulich beschreibt der Autor die Auswirkungen der politischen Rahmenbedingungen auf die wissenschaftliche Tätigkeit der Archivare. Während das preußische Archivwesen auf der einen Seite unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wie z.B. Gehalts- und Mittelkürzungen sowie Stolleneinsparungen, erheblich zu leiden hatte, gelang es den Protagonisten, allen voran Albert Brackmann, der ab 1929 Generaldirektor der preußischen Staatsarchive und Direktor des preußischen Geheimen Staatsarchivs war, durch die Beteiligung an der revisionistisch geprägten Kriegsursachenforschung sowie insbesondere an der Ostforschung wissenschaftlich deutlicher in Erscheinung zu treten. In diesem Kontext stand auch die Gründung der am Geheimen Staatsarchiv angesiedelten Publikationsstelle, die sich dem deutschen „Osten“ widmen sollte und bei der Gelegenheit ganze Archivalienbestände für die Benutzung durch polnische Historiker blockierte.

Spätestens seit Dienstantritt Brackmanns wird deutlich, dass sich die Archivare nicht scheuten, ihre wissenschaftlichen Aktivitäten den zeitgenössischen, politischen Strömungen anzupassen, um ihrer Berufssparte und ihren Institutionen

mehr gesellschaftliche Anerkennung zu verleihen. Diese erste „Indienststellung“ fiel ihnen vermutlich auch deshalb nicht schwer, weil sie mehr oder weniger alle aus dem gleichen nationalkonservativen und der Republik kritisch gegenüberstehenden Milieu entstammten. Es überrascht auch nicht, dass sich die Archivare nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ohne größere Probleme an die neuen Verhältnisse anpassten. So verschaffte beispielsweise die „Sippenforschung“ dem Archivwesen eine erhebliche Steigerung des Bekanntheitsgrades, der gern genutzt wurde, um die Bedeutung der Institution der Archive für die „neue Gesellschaft“ zu betonen.

Mit dem Wechsel in der Leitung der Archivverwaltung im Jahr 1936 konstatiert Winter einen Bruch in der bisherigen Politik der Stellenbesetzung im Archivwesen, weil erstmals ausgewiesene Fachkompetenz hinter nationalsozialistischen Interessen zurückstehen mussten. Mit Ernst Zipfel übernahm zwar ein Archivar die Leitung der Preußischen Archivverwaltung, der seit vielen Jahren im Reichsarchiv arbeitete, aber der kein ausgewiesener Historiker, sondern Verwaltungsfachmann und vor allen Dingen ein bewährtes Parteimitglied gewesen ist. Zipfels Arbeit war von dem in der gesamten Zunft geteilten Bestreben motiviert, die Archive in der Wissenschaftslandschaft zu verankern und die Archivare „aus ihrer zuarbeitenden Rolle als ‚Hilfskräfte‘ der Geschichtswissenschaft heraustreten“ zu lassen und „ihre eigene Bedeutung“ (S. 322) zu stärken.

Im dritten Abschnitt stellt Winter in der Hauptsache die Tätigkeit der Archivare in den verschiedenen Archivkommissionen und deren Abordnungen in die besetzten Gebiete im Westen und im Osten während des Zweiten Weltkrieges dar. Er zeigt, wie sie sich im polykratischen NS-System mit dessen verschiedenen miteinander konkurrierenden NS-Organisationen, wie z.B. dem Heeresarchiv und dem Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg, behaupten mussten. Um ihre Position zu stärken und den an sie gerichteten Forderungen nachzukommen, schreckten die Archivare nicht davor zurück, die goldene Regel der archivischen Ordnung, das Provenienzprinzip, im Sinne von „in dubio pro Germania“ (S. 310) kreativ auszudehnen.

Im vierten und letzten größeren Abschnitt thematisiert Winter das Archivwesen in der Nachkriegszeit und dessen Wiederaufbau. Anschaulich beschreibt er zunächst die Entnazifizierung und die auf Quellenbasis von Archivarsnächlässen für die gegenseitige Ausstellung von Leumundszeugnissen wirksamen „Persilscheinnetzwerke“, die sicher durch eine Auswertung der Entnazifizierungsakten hätten sinnvoll ergänzt werden können. Es wird deutlich, dass nahezu alle Karrieren mit einer kurzen, manchmal auch etwas längeren Unterbrechung fortgesetzt werden konnten. Ausnahmen waren nur Brackmann und Zipfel, nicht zuletzt weil sie beide das Pensionsalter erreicht hatten. Letzterer wurde zudem wegen seines an der NS-Ideologie ausgerichteten Führungsstils und der fehlenden wissenschaftlichen Reputation zur „persona non grata“ in der Archivwissenschaft und bekam von seinen Kollegen die Rolle des Hauptschuldigen und damit Hauptverantwortlichen zugewiesen.

Abschließend nimmt Winter den Wiederaufbau des Archivwesens in der Bundesrepublik und der DDR in den Blick, der auf der einen Seite des eisernen Vorhangs wegen des Rückgriffs auf anerkanntes Fachpersonal durch Kontinuitäten, besonders bei der Errichtung des Bundesarchivs, gekennzeichnet war, während auf der anderen Seite häufig – gerade bei der Besetzung von Führungspositionen – politische Gründe ausschlaggebend waren.

Nach dem Studium der umfangreichen, über 500 Seiten umfassenden Arbeit, bleibt die Rezensentin etwas ratlos und irritiert zurück. Besonders zwei Aspekte haben dazu beigetragen. Zunächst ist der von Winter verwendete Begriff der Archivwissenschaft zu nennen, der eher die Erwartungen an eine - leider immer noch ausstehende - Untersuchung über die Veränderungen innerhalb der Archivwissenschaft wie z.B. in der Bewertungs- und Übernahmepaxis oder auch in den Bewältigungsstrategien für die in die Archive strömenden Aktenmassen weckt. Winter konzentriert sich dagegen auf die wissenschaftliche Betätigung der Archivare auf dem Gebiet der Historiographie, sei es Landesgeschichte, Kriegsursachenforschung oder Ostforschung. Dies ist jedoch, besonders gemessen an vom Autor übernommenen Papritz'schen Definition, keine Archivwissenschaft.

Gleichzeitig weckt der vollmundig gewählte Titel der Arbeit Erwartungen, die bereits in der Einleitung zurück genommen werden. So verständlich die Einschränkung des Untersuchungsgegenstandes auf das preußische Archivwesen, eigentlich sogar in der Hauptsache die preußische Archivverwaltung und das Geheime Staatsarchiv, ist, gehörten zum deutschen Archivwesen doch auch die übrigen deutschen Landesarchive und die hauptamtlich geführten Kommunalarchive

Löst man sich jedoch von diesen Irritationen, ist die Arbeit von Tobias Winter ein Gewinn für die Archivgeschichtsschreibung, an der man künftig nicht vorbei kommen wird.

Aurich

Kirsten Hoffmann